

PARC NATIONAL ALBERT
3. MISSION P. SCHUMACHER 1933-1936
Fascicule 1

NATIONAAL ALBERT PARK
3. ZENDING P. SCHUMACHER 1933-1936
Afllevering 1

DIE KIVU-PYGMÄEN UND IHRE SOZIALE UMWELT
IM
ALBERT-NATIONALPARK

VON

P. SCHUMACHER (Antwerpen).

EINFÜHRUNG

Der leitende Ausschuss des « Institut des Parcs Nationaux du Congo Belge », damals noch genannt « Albert-Nationalpark » unter dem Vorsitz Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Brabant, nunmehr König Leopold III., ersuchte mich im Jahre 1933, eine ethnographische Studienreise zu den in dieser Domäne horstenden Batwapygmäen zu unternehmen.

In den Jahren 1926-1933 hatte ich bereits die Kivu-Pygmäen sowohl auf dem Ost- als auf dem Westufer des Kivu erforscht und zwar in folgenden Gebieten : Auf dem Westufer Bushi mit der Insel Ijwi, Butembo, Buhunde, dann Nordkivu, die östlichen bzw. nordöstlichen Gruppen in Bugoyi, Bushiru, die Hänge der Birungavulkane entlang (Bigogwe, Mulera, Bufumbira, Jomba, Rugari), dann weiter in östlicher Richtung : Rukiga, Ndorwa, die Siedlungen an dem sich auf rund 50 km erstreckenden Rugezisumpf mit einbezogen.

Die Ergebnisse der Messungen wurden bereits 1939 in den Mitteilungen des Instituts veröffentlicht : « Anthropometrische Aufnahmen bei den Kivu-Pygmäen ».

Die weiteren auf diesen Reisen gewonnenen Erhebungen behandelte ich in zwei umfangreichen Manuskripten : « Die physische und soziale Umwelt der Kivu-Pygmäen » und « Die Kivu-Pygmäen ».

Herr V. VAN STRAELEN, gegenwärtiger Vorsitzender des Instituts, erwog zunächst die Möglichkeit, beide Abhandlungen im wissenschaftlichen Archiv

des « Institut des Parcs Nationaux du Congo Belge » erscheinen zu lassen. Da nun aber diese Darlegungen, worin die Kivu-Pygmäen in ihrer Gesamtheit zur Sprache kommen, die Einflussphäre des Instituts erheblich überschreiten, wurde beschlossen, die beiden Bände dem « Institut Royal Colonial » zu unterbreiten, dessen « Section des Sciences morales et politiques » die Drucklegung in-4° beschloss; infolge der gegenwärtigen Zeitumstände konnte die Veröffentlichung bis jetzt noch nicht erfolgen.

Im « Institut des Parcs Nationaux du Congo Belge » wurde nun der Wunsch laut, einen enger begrenzten Bericht über die Forschungen im Selbstverlag erscheinen zu lassen, insoweit sie sich auf das Gebiet des Albert-Nationalparks beschränken. Vorliegendes Bändchen umschliesst denn mit Auszügen aus den oben erwähnten Manuskripten die Spezialuntersuchungen, die ich dort im Auftrag des Institutes vornahm.

PETER SCHUMACHER.

DIE KIVU-PYGMÄEN UND IHRE SOZIALE UMWELT IM ALBERT-NATIONALPARK

DIE SOZIALE UMWELT

BUGOYI.

I. — Geschichtliches.

A. — DIE ERSTE BESIEDLUNG.

Die ersten Begründer der Bugoyisiedlung am nordöstlichen Kivusee sind die Bassinga-Bagwabiro, ein nunmehr hamitisierter Bantustamm aus Ndorwa, die über Süd-Ruanda hier einzogen. Von dem dortigen « König » waren sie vertrieben worden und mussten ihren Besitz an Vieh einbüßen. Der Spottname « Bagwabiro », seitdem Stammesbezeichnung, wurde ihnen beigelegt, weil sie unterwegs eine ihrer Schwestern, vom Wandern ermüdet, mit vier Hunden zurückliessen (kugwabira, zurückbleiben, missen). Sie kam elend um.

Das Totem, das « aus ihnen hervorgeht », aus der Leichenmade nämlich, ist im dynastischen Stil, den sie sich gewiss später beilegte, der Leopard, ingwe.

GESCHLECHTSTAFEL ASZENDIEREND BIS ZUM URAHNEN IN NDORWA.

- | | |
|--------------------------------|---------------------------------|
| I. Sempundu. | VIII. Kajugira. |
| II. Ndamyumugabe. | IX. Machumu. |
| III. Makobe, mein Gewährsmann. | X. Migwabiro. |
| IV. Rwampiri. | XI. Mpunge. |
| V. Mukiza. | XII. Rwenga. |
| VI. Rugaba. | XIII. Kagongo, verlässt Ndorwa. |
| VII. Nyamakombe. | XIV. Rukambura. |

Herrn; sie verstehen es vor allem, mit dem Bogen umzugehen ». Diese Angaben stimmen mit anderen aus Bigogwe und Mulera überein, die ich bei Tutsihäuptlingen aufnahm. Ihre Einwanderung hierselbst bezeugen ihrerseits die hiesigen Batwa, die anderen behaupten dagegen, seit Menschengedenken diesseits und jenseits der Vulkanreihe gehaust zu haben. Die Vermutung, dass die Batwa auch in den Wäldern Bugoyis bodenständig sind, mag durch folgende Begebenheiten nahegelegt werden: Kajugira, Sohn des Machumu, verjagte sie aus dem Lande, « weil sie ihm die Steuer verweigerten ». Nyamakombe musste sie aus Gishari zurückholen (NW-Kivu). Der alte Pygmäe Bidogo bestätigt die Namen seiner beiden Stammesbrüder, Bariziguye und Gassindikira, die zuerst hier eingewandert seien, nur setzt er die VI. Generation an: Rugaba. Die allerersten sind sie bestimmt nicht gewesen, weil sie ja selbst von anderen Batwa « belehnt » wurden und sich als Hospitanten bei ihnen ansiedelten. Bidogo will sich erinnern, dass in der Bigogogegend zur Zeit des Birevu, Unterhäuptlings der beiden Statthalter Nyamushanja und Rwakagara (Sultan Gahindiro, V. Generation, scmit sehr rezent), folgende Batwa ankamen: Ngumije (Bagessera), Totem Bachstelze; Nzira (Bazigaba), Totem Schwirrvogel; Kyubaka (Bahahira), Totem Leopard; später folgten noch andere. Die Lösung des Rätsels wird wohl in dem Umstand zu sehen sein, dass gewisse Herren sich mit ihren Batwa einfanden und dass sich auch autochthone Pygmäen aus der Gegend selbst anschlossen. Die Gwabiros waren nicht von Batwa begleitet, somit hausten die sich bei ihnen einstellenden bereits in den Wäldern.

B. — DER EINZUG DER TUTSI.

Sultan Kyilima Rujugira (VIII. Generation) rückt an. Eine Tagereise weit s. von Bugoyi, im Kanagewald am Kivusee, kommt es zur Schlacht. Der Gwabiros Machumu wirft sich dem Eindringling entgegen und der Kampf bleibt unentschieden. Die strategische Lage muss dem immer klug abwägenden Gegner noch nicht als genügend vorbereitet erscheinen. So lässt er dem Machumu melden: « Bleibe und herrsche, wir wollen lieber als Freunde in Frieden leben ». Mit diplomatischer Wendung legt er es seinen Wahrsagern zur Last, dass er die Hand nach einem Lande ausstreckte, das ihm auf höhere Anordnung nicht zukam; der schlaue Hamite beschliesst mit der seinen Gegner ehrenden Bitte: « So schicke mir denn von deinen erprobten Wahrsagern herüber! ». Machumu geht auf den listigen Antrag ein, hat er doch fortan « die Würfel des Sultans » auf seiner Seite.

Die Wahrsager werden königlich bewirtet und bringen es schliesslich so weit, « unsere Lanzen zu verraten ». Die Orakelsprüche sind dem Sultan ständig hold und die Wirkung auf die Bevölkerung kann nicht ausbleiben: weshalb sich mutwillig einem widrigen Schicksal ausliefern, wenn der Ausgang von vornherein nicht zweifelhaft sein kann? Allmählich werden den Gwabiros alle ihre Untertanen abspenstig: Honigwein, dann die so begehrten, aus Muscheln geschnittenen länglichen Kwangariperlen, die als

Schmiedeeisen zu verwendenden alten Hacken — alles wandert an den Sultanshof. Es war eine Art Freisteuer; erst viel später sollte Rwabugiri, der Vater Mussingas, auch Honig, Feldfrucht und « Tausende », d.h. die Flechtringe besteuern. Auf unsachliche Siegergelüste verzichtend, zogen die Tutsi es vor, durch klug entfachte Eifersucht und Ausbeutung gegensätzlicher Interessen das Land allmählich an sich zu bringen. Der kühne Machumu, der « Speerheld » selbst liess sich betören; er begab sich in die Gefolgschaft des Sultans : er blieb ja doch Herrscher und die kaum erwähnenswerten Abgaben. « Geschenke » genannt, brachten ihm reichen Viehstand ein.

Sehr vertrauliche Dienstleistungen mutet der Sultan seinem neuen Freunde zu, der es kaum zu fassen vermag, auf jeden Fall nicht das magische Verhängnis errät, das ihn ereilen soll. Kyilima lässt ihm seine beiden Söhne Mbandari und Gichuku zuführen, damit er sie im Walde hinrichten lasse. Machumu bringt es nicht über sich, seine Hand mit « königlichem Blut » zu beflecken, baut den beiden schöne Residenzen und überweist ihnen Rinderherden. Die Bahn ist frei für andere Gwabiros, höher hinaufzugelüsten. Der Familienzweist dauert bis heute. Der Gwabiros Kanimba verklagt den Machumu bei Hofe, dass er den Auftrag nicht ausgeführt habe. Dieser entschuldigt sich : « Ich hatte das Gihango (Ordalientrank) zu fürchten, das Untreue bestraft. » Der Sultan besteht auf seiner Forderung. Machumu stiftet den Batwascharfrichtern eine sterile Kuh zum Schlachten und die Hinrichtung findet im Walde statt.

Es ist kaum anzunehmen, dass die Königskinder auf irgendeine Weise ihr Leben verwirkt hatten. Die Hoforakel bezeichneten mitunter Mitglieder der Sultansfamilie, die sich für das königliche Haus als Batabazi (Selbstopferer) hinzugeben hatten. Auch Heerführer stürzten sich wohl mitten unter die Feinde, um als Batabazi zu fallen : der endliche Sieg war fortan gesichert. Das Blut der Königskinder sollte denn auch über Machumu kommen, den Urheber ihres Todes.

Die zähen Tutsi kennen keine Übereilung. Was irgendwie schaden könnte, umgehen sie, um eines wirklichen Vorteiles willen scheuen sie nicht davor zurück, das Endziel im Auge, vor dem Gegner das Knie zu beugen : Ehre und Ruhm sind für sie schale und leere Begriffe, wenn sie nicht etwas Greifbareres darstellen. So vergehen Jahre um Jahre, allein die hamitische Korrosion arbeitet unaufhaltsam weiter. Erst Gahindiro, Urgrossvater des Mussinga, unternimmt es, einen Statthalter für Bugoyi zu ernennen, aber noch geraume Zeit wird es beanspruchen, bis diese Statthalter effektiv ihre Residenz im Lande beziehen. Der neue hohe Beamte war einer der mächtigsten Fürsten Ruandas, der Munyiginya (Sultansclan) Rugaju. Nun widerfährt es aber einem seiner Söhne, einer der Gemahlinnen des Sultanssohnes Rwojera nachzustellen, die es ihrem Gemahl anzeigt. Rwojera lauert ihm auf und am Betraum stösst er ihn nieder. Der Vater will das Blut seines Sohnes rächen, bittet den Rwojera zur Jagd, um seinen Plan

auszuführen, wird aber verraten und an den Sultanshof geschleppt. Er weiss, dass er nur mehr den Tod zu erwarten hat und nimmt die stoische Haltung eines Hamiten an: *Impavidum ferient ruinae!* Speise und Trank lehnt er ab; keine Klage kommt über seine Lippen bei Folter und Qual. Sein eifersüchtiger Widerpart und Clangenosse Nkussi misshandelt den Gefesselten: er hebt ihn und schleudert ihn mit aller Wucht gegen Boden, bis der dulddende Schweiger den Stössen erliegt. Nkussi wird Nachfolger des Rugaju sowohl im Binnenlande als in der Grenzmark Bugoyi. Sein Sohn Rubega überbringt ihm die Steuerabgaben aus Bugoyi; Rugaju hatte nicht einmal einen Vertreter.

Nachfolger des Nkussi wird sein Sohn Rwampembwe. Nach dem bei den Hamiten zur Staatsraison erhobenen Satze: *divide et impera*, lässt er sich einerseits durch die Gwabiro vertreten, anderseits setzt er aber einen weitem Amtswalter ein, den Buki aus einem fremden Bassingaclan. Dieser « baut » als erster in Bugoyi. Der Intrigen sehr zugängliche Rwabugiri lässt den Rwampembwe mit zweien seiner Söhne hinrichten: « Menschen zu morden war er ein Ungeheuer », fügen die Gewährsmänner hinzu. Selbst Frauen und Kinder überantwortete er dem Tode. Der Nachfolger Rwhimba, Sohn des Munyiginya Marara, bestätigt den Buki in seinem Amte.

So war das Land in zwei Lager gespalten: Buki befehligte die Bakembakrieger (Vereinigung mehrerer Stämme unter einem Feldzeichen); die Gwabiro hatten die Bashakamba auf ihrer Seite. Zu verzweifelten Kämpfen war es bereits zur Zeit des Rwampembwe gekommen, nun aber befand man sich in dauerndem Kriegszustande: « So wollte es die Politik der Sultane, deren Gunst sich stets jenen zuneigte, die ihnen am meisten Steuern einbrachten. » Das Land wurde schwer bedrückt und dem Sultan fiel zudem noch die Rolle zu, als Friedensstifter aufzutreten. Schliesslich wurden gar einem dritten Vertreter, dem Munyiginya Gachinya, ein paar Stämme zugesprochen.

Zu einer synchronischen Beurteilung der Ereignisse vergegenwärtige man sich, dass Rwojera, Rwampembwe und Rwhimba zur selben Zeit lebten.

Nkussi (Sultansclan).

Rwampembwe (von Rwabugiri hingerichtet).
Sebuharara.
durch Mussinga verbannt.

Rubega.
Rwalinda.
fällt.

Marara (Sultansclan).

Rwhimba.

Munana.
Stirbt in Nduga (Binnenprovinz).

Rutebuka.

Zur Zeit des Rwabugiri baut Rwalinda eine Residenz in Bugoyi und bekriegt die Gwabiro: Rwampiri, Muhumuza und Rurayi mit ihren Bashakamba. Sinanga, Sohn des Rwerinyange aus dem Stamme der Bigira-

Balihira, streckt ihn im Kampfe nieder. Buki war Statthalter des Rwhimba.

Man sehe sich die Stammtafeln an, um einen Einblick zu gewinnen in die Eroberungspolitik der Sultane. Rwampembwe befehligte die Basha-kamba. Auf Befehl des Rwabugiri wird er hingerichtet. Da Rwalinda an seine Stelle zu treten beabsichtigt, musste er sich dem Verdacht der Basha-kamba aussetzen, seinen Onkel durch Ränkespiel beseitigt zu haben.

Rwhimba seinerseits war vom Sultan abgesetzt worden, « weil die Steuer nicht einkam ». Alles war denn günstig eingefädelt, dass Rwalinda Generalstatthalter werde; er konnte sich mit den Bakemba gegen die Basha-kamba verbünden.

Aber auch Buki trieb sein Gegenspiel. Seinem Herrn Rwhimba unterschlug er die Steuer, um sie selbst an den Hof zu bringen. Er durfte sich nunmehr persona grata glauben. Dem Sultan Rwabugiri legt er den Fall Bugoyi zur Entscheidung vor. Die Gwabiro wiederum hatten sich tapfer gezeigt und mit diesem Einsatz musste der Sultan rechnen. Dem Stammeshaupt Muhumuza gibt er neun Häuptlingschaften zurück und entschädigt den Buki mit Neuland im nördlichen Bwishya (Rugari) und Bufumbira. Bald wird Muhumuza seinerseits hingerichtet, « weil die Steuer nicht einkam ». Der Sultan musste denn einen neuen Weg gefunden haben, um die Macht der Stämme zu brechen. Er sät Zwietracht, die schliesslich gar in die eigenen Reihen der Gwabiro einbricht.

Als hohen Generalstatthalter bestellt er einen Hutu, Bissangwa genannt, ein Mussigari aus dem Stamme der Bassinga. Dieser Bissangwa ist es, « der sich mächtig genug glaubte », mit seinen beiden Brüdern Sehene und Nyamukobwa Graf v. Götzen hier in Bugoyi anzugreifen. Später fiel er in Kinyaga (Süden) im Kampfe gegen die Belgier. Sehene wie auch die Söhne Bukis werden auf Befehl der Nyirayuhi, der Mutter Mussingas, zum Tode verurteilt, weil sie zu Sultan Rutalindwa hielten. Nyamukobwa lebt jetzt noch : zu seinem Glück befand er sich damals nicht bei Hofe.

Die Statthalterschaft geht nunmehr an den Bushako (Sultansclan) über. Als Vertreter wählt er seinen Stammesbruder Rwakadigi, den ich im Jahre 1913 hier vorfand. Die Gwabiro Makobe, Ntembe, Sebatware, Rubanzabigwi, Sentozi wurden Unterhäuptlinge. Makobe hatte wohl frühzeitig erkannt, dass das Heil nur auf der Seite der Sieger, der Tutsi, zu suchen sei. Eifrig machte er Rwakadigi den Hof und wurde offizielles Stammeshaupt an Stelle des mehr unscheinbaren Rubanzabigwi. Der schlaue Rwakadigi hatte es verstanden. Makobe bereicherte sich immer mehr auf Kosten der anderen und bis jetzt ist der Familienzweist nicht erloschen. Der alternde Makobe hat nunmehr seine eigenen Söhne und Enkel gegen sich.

Buki seinerseits, « ein listiger Geselle », kommt in Bwishya und Bufumbira an. Er verkündigt, er sei beauftragt, dem Sultan Residenzen zu bauen. Nach probatem Rezept zieht er wieder eigenmächtig die Steuer ein : sowie er in Bugoyi den Rwhimba verdrängt hatte, entsetzt er nun dessen Sohn Rutebuka.

In der Sultanspolitik ist das Teilungs- und Entzweigungsprinzip bis ins kleinste ausgebaut : ein Häuptling überwacht den andern. Dabei muss die Gegensätzlichkeit der Interessen klug berechnet werden. In Bwishya-Bufumbira kamen dem Buki nur die Hutu zu, die Tutsi-Hirten aber unterstanden dem mächtigen Kabare aus dem Begaclan (Heiratsclan der Sultane), dem Bruder der Königinmutter Nyirayuhi, dem Mussinga den Thron verdankt. Er starb 1912. An Grösse (2,12 m) überragte er seine Stammesgenossen. Er ist es, der mir die Zahlensymbolik durch Fingerzeichen beibrachte; unter seiner strengen Aufsicht musste ich solange üben, bis ich den dazu gehörigen Schick heraus hatte, den deutlich hörbaren Anschlag der beiden Ringfinger von unten gegen den Mittelfinger, indem sie vom Zeigefinger abschnellen; es bedeutet zweimal vier. « Solange du das nicht fertig bringst », mahnt er, « kannst du nicht als Tutsi gelten ! » Ein physisches Tutsimerkmal hatte ich schon : die gegen den Zeigefinger hin nicht ineinanderlaufenden Leisten der innern Hand. Die Vierzahl kann auch, und zwar leichter, durch ein Abschnellen des Zeigefingers vom Daumen gegen den Mittelfinger dargestellt werden. Mit vornehmer Gebärde führte er den Schneller aus bei lautem Anschlag. Der bitterernste Mann war nicht bloss furchtloser Krieger, sondern auch nüchtern berechnender Staatsmann. Er riet entschieden von einer Auflehnung gegen die Europäer ab : « Mit dem augenblicklich hier anwesenden Häuflein würden wir leicht fertig, aber denkt an den rächenden Nachschub ! » Die Christen wurden allgemein als Nyangarwanda gebrandmarkt, Ruandahasser = Vaterlandsverräter. Niemand hätte mit ihnen am selben Saugrohr genippt. Als erster befahl der strenge Feldherr seinem Gefolge, auch die Christen zur Kürbisflaschenrunde bei geselligem Gelage zuzulassen. Seine Söhne nahmen das Christentum an.

Auch hier in Bugoyi hatte Kabare zwei Kriegerkorps : die Ruyange und die Mvuzarubango; mit den Nyangamutsindo des Gachinya wurden alle dem Bissangwa unterstellt.

In Bwishya herrschten überdies die Bungurahutu, also nichthamitische Bantu, unter Führung eines gewissen Rutamu, Vaters des Ntamuhanga, den die Belgische Regierung später absetzen musste, weil er sich dem neuen Regime nicht fügen wollte. Dieses gesamte Nordgebiet untersteht nummehr einem eigenen Sultan namens Ndeze, aus dem Clan der Bassinga. Bugoyi seinerseits zerfällt in drei Provinzen, deren Häuptlinge direkt der Mandatsverwaltung bzw. dem Sultan unterstellt sind.

Wir erwähnten List und Intrigenspiel als willkommene Hilfsmittel in der Eroberungspolitik der Tutsi; was ist nun aber von ihrer Kriegstüchtigkeit zu halten ?

Hier geht das Urteil der Europäer im allgemeinen durchaus fehl : « Wie sollten diese vornehmen, zarten, anscheinend verweichlichten Gestalten mit Gesichtszügen, die schon mehr dem schönen Geschlecht eignen, mit Feldzug und Kampf in Übereinstimmung zu bringen sein ! » Als nun der

Philister näher hinschaute und David sah, verachtete er ihn, denn er war ein Jüngling, rötlich und schön von Gestalt. Man meint, dass sie die Ehre des Heldentodes wohl eher den grobschlächtigen Hutu überlassen. Ist nun aber nicht auch anderswo die vornehme Aristokratie gerade der Volksteil, der die Kriegereliten abgibt? Und nun zum Sachverhalt.

Wir haben noch Augenzeugen der Feldzüge des Rwabugiri. Hamitische Kadetten waren die Stosstruppen, die Hutu bildeten den Tross. Ihnen lag es ob, die Milchkühe nachkommen zu lassen, Feldvieh für den Milchbedarf der kämpfenden Tutsi. Sie errichteten die verschanzten Lager und sorgten für die Lebensmittel, hüteten und pflegten das Vieh; zu ihren Obliegenheiten gehörte das Fouragieren und Plündern im Rücken der Krieger. Wie hätten sie rein materiell Zeit gefunden für einen kriegerischen Einsatz? Diese allgemeine Ordnung schliesst nicht aus, dass gewisse Hutu sich auch im eigentlichen Kriegsdienst ausgezeichnet haben: wir sahen Beispiele davon hier in Bugoyi, wo sie sich gegen die Tutsi erfolgreich zur Wehr setzten. Die Batwa ihrerseits geben vorzügliche Sturmabteilungen ab. In der entscheidenden Schlacht bei den letzten Thronstreitigkeiten gaben die plötzlich einfallenden Batwa den Ausschlag.

Die Hutu erhalten keine militärische Ausbildung; die hamitischen Kadetten dagegen, die vielgenannten Ntore, dienen vom zwölften Lebensjahre an, bis sie es zum Ehestande gebracht haben. Sie lernen stramme Disziplin und unbedingten Gehorsam. Mehrere Male wöchentlich haben sie militärische Übungen, das, was wir « Kriegstänze » nennen. Bei feierlicher Aufführung sind es allerdings wirkliche Schaustücke in der ursprünglichen Kostümierung mit wallendem Kopfbusch aus Kolobusbalg und dem Hüftenschurz aus blankem Pelzwerk, straff angegürtet. So stürmen sie an in wuchtigem Auftritt und vollführen stundenlang, nach strammer Militärhythmik, die anstrengendsten Körperübungen, die uns wie Tänze erscheinen, so leicht und spielend, lächelnd, müssen sie ausgeführt werden. Der ganze Körper ist in Schweiss gebadet. Der geringste Fehltritt wird notiert und scharf durch beissende Ironie gerügt. Inmitten des wogenden Kreises bewegt sich nämlich geruhsam der Schrittmeister, und mit den hohen Intonationen seines Singkommandos leitet er das Gleichmass. Dazu gehören die Luchsaugen der umstehenden Häuptlinge, Freund und Feind, wenn es sich um Wettänze handelt. Welcher Häuptling wird seine Abteilung als Siegerin des Tages heimführen dürfen? Aller Aufmerksamkeit ist aufs höchste gespannt, ein Ansporn für die jungen Helden. Der Applaus besteht darin, dass der befriedigte Häuptling mit Gefolge vor die kämpfenden Kadetten hintritt: Mit Macht schleudern sie ihre Hirtenstäbe gegen den Boden, dass sie in Stücke zersplittern. Man kämpft bis zur vollen Erschöpfung: trotz der keuchenden Brust umspielt ein ruhiges, gewolltes Lächeln die Züge. Bei solchen Anlässen kann man auch ihren freien Hochsprung bewundern, mit Leistungen bis zu 2,50 m, ohne Stange; als Sprungbrett dient

ein harter Stein : anscheinend mühelos gehen sie hoch; in der rechten halten sie die unentbehrliche Pfeife und mit der linken sichern sie ihren Lendenschurz. Den aufgerüttelten Kriegsgeist bei den Übungen erkennt man an den Heldensprüchen, die die Reihen auf und ab rattern.

Schon die Tutsiknirpse zeigen etwas Ernstes, Selbstsicheres, äusserlich wenigstens Furchtloses in ihrem Gebaren. Es ist höchst köstlich die Däumlinge zu betrachten, wie sie mit Ernst und Würde, ohne eine Miene zu verziehen, dem fremden, selbst europäischen Besucher Rede und Antwort stehen, während Hutukinder sofort das Weite suchen. Wie selbstverständlich geben sie den erwachsenen Lehnteuten zu verstehen, dass sie zu den strengsten Ahndungen greifen werden, falls ihnen nicht unbedingter Gehorsam geleistet wird.

Im Binnenlande spricht man viel von den sog. « Barenge » als einem Riesenvolk, das vordem in Ruanda hauste. Feldbauhacken von doppelter Grösse werden beim Ackern ans Tageslicht befördert : « Hacken der Barenge », die aus deren Riesenschmieden stammen sollen, wie auch die ansehnlichen vulkanischen Bomben, die man allerorts im Lande zerstreut vorfindet : « Schlacken der Baren geschmiede ». Dort erzählt man, dass Rurenge (daher der Name), Ahne und König der Barenge oder Bassinga war und zwar unter Kigeri I. im XVIII. Jahrhundert. Rurenge lebte aber nach Angabe der Hofhistoriker vor 300 Jahren. Zur Regierungszeit seiner beiden Söhne Kimari und Jene stieg Kigwa vom Himmel, der Urahn der Tutsi. Die Barenge sind die Erzeuger der « unförmlichen » Riesenhacken, « weil sie in der Schmiedekunst noch unerfahren waren, die von den Tutsi eingeführt worden war ». Zu gewissen Zeiten muss der Sultan rituell als Schmied auftreten, um das Andenken seiner Ahnen zu ehren; der Schmiedehammer gehört zu den königlichen Insignien. Überall im Lande herrschte Urwald. Die Barenge waren sehr tapfere Krieger, tüchtige Jäger und angelernte Schmiede. Als Tabu galt ihnen die Milch der schwarzgeleckten, rotbraunen Kuh. So halten es auch andere Bassinga : Sie trinken nicht die Milch einer solchen Kuh, bereiten keine Buttersalbe daraus und, wenn sie in ihren Mist traten, müssen sie ein Fussbad nehmen, wohl ein Hinweis auf Clanverwandtschaft. Bei den Barenge verursachte alles das den Tod. Als Kigeri sie bezwingen wollte, schickte er einen seiner Hofleute zu ihnen in der Eigenschaft als Hauswart. Infolgedessen wurden sie zum Teil durch magische Seuchen aufgerieben, so dass der Sultan leicht mit dem Rest fertig wurde. Die einen gingen zu ihm über, die anderen wanderten aus. Sie bewohnten das Mukungwatal im Norden des Landes und wurden nach dem Süden abgedrängt. Es wird jedoch eine Zeit kommen, wo sie ihr Land zurückfordern werden. Die Mythe fährt also fort : Kigeri hatte ihnen auftragen lassen, zu wählen zwischen dem Wasser unten und dem Wasser oben. Sie wählten das erstere. Es entstand eine Dürre und alles Erdenwasser verdunstete. Sie begeben sich auf einen hohen Berg (man bezeichnet mitunter den Berg

Rubona bei Issave, im Süden), binden Bäume aneinander bis in den Himmel hinein, um den Regen herabzuholen. Das Gerüst bricht in sich zusammen und alle kommen um. Weitere ihrer Gefährten versuchen es, indem sie übereinander klettern, und büssen es mit ihrem Leben.

Die Tutsi ihrerseits haben einen Regenheld, Kibogo, Sohn des Ndahiro, der vom Donner entführt (erschlagen) wurde. Von einem zusammenbrechenden Bambusstangengerüst erzählen auch die Havu-Pygmäen vom Westufer sowie von einem Lehmboot, das auseinanderrann, als sie damit auf die Insel Ijwi übersetzen wollten.

Der Name «Barengé» (Füssler) ist denn von ihrem König Rurengé herzuleiten. Makobe erklärt den Namen in dem Sinne, dass sie sehr zahlreich auftraten. Nach ihm kamen sie aus Urundi und durchzogen Ruanda zwei Jahre hindurch. Sie rückten auch in Bugoyi ein, wurden aber am Ntsuro, dem Hafen in der Nähe des jungen Kateruzivulkans, vom Sultan besiegt: « Sie stürzten sich in den See ». Es waren « Bihunde », grobe Bahunde gleich den Barundi. Letztere führten die Rindenzeuge in Ruanda ein; bis dahin kannte man nur Fellbekleidung. Der Sultan hatte die Barengé durch ganz Ruanda vor sich hergetrieben. Am Ntsuro findet er Hütten vor und lässt sie heimlich abdecken. Das rauchgeschwärzte Stroh legt er in Bündeln auf die Abhänge. Andere berichten über eine ähnliche List, die er gegen die Banyoro anwandte. Die Barengé erblicken die vermeintlichen frischen Truppen, die über Nacht angerückt waren, und versuchen über die See-Enge zu setzen. Andere fliehen die Felsenhänge entlang — doch der erfinderische Sultan hatte das Gestein mit schlüpfrigem Pflanzensaft bestreichen lassen. Bei der schleunigen Flucht unter dem heftigen Angriff gleiten sie ab und verschwinden im See. Geschichtskundige behaupten, dass umgekehrt die Barengé von Ruanda aus Urundi eroberten.

Ich frage Makobe über die Herkunft der oben erwähnten Riesenhacken. Nach ihm stammen sie nicht von den Barengé, sondern von den Biragi, den Stummen. Diese seien nach den Barengé aus dem Westen vorgedrungen, « Stumme », weil sie eine unverständliche Sprache redeten; ähnlich könnten auch die Europäer « Stumme » genannt werden. Sie kämpften nicht gegen den Sultan, sondern gegen den Gwabiro Machumu. Sie hielten einen bedeutenden Teil Bugoyis besetzt und handhabten mächtige Speere und Schwerter, denn « sie waren sehr gross ». Die Schwerter hiessen ibiriga. Die Gwabiro bekämpften sie ein ganzes Jahr lang, bis es ihnen schliesslich gelang, sie über Ntsuro nach Buhunde zurückzuwerfen. Um ihre Verachtung gegen den Bahundesultan auszudrücken, erzählen die Gewährsmänner, dass diese Dynastie von den Biragi abstamme. Sie seien keine « Bituku », Rothäute, gewesen, eine Bezeichnung, die man auch den Europäern beilegt, wohl aber abasakazataka, Erddecker, weil sie ihre Hütten mit Graswasen deckten. Hie und da hört man die Meinung aussprechen, als ob in der Tat Europäer gemeint wären, die « Rothäute » genannt werden und in Erdhäusern (Bau- und Dachziegel) wohnen. Bei den Biragi-Bituku waren es

Zweifamilienwohnungen, ein Tonnengewölbe im Ausmass von etwa vier Meter Länge bei einer Höhe von $1 \frac{1}{2}$ m, mit zwei Giebeleingängen; es fehlte der oben ausstehende Mittelpfahl, agasongero. Sie waren Ackerer und lichteten den Wald mit ihren schweren Hacken, auch verfertigten sie mächtige Kochtöpfe. Sie bewohnten den Bruchrand (Nkama) und einen Teil des Lavafeldes. Zunächst behaupteten sie sich gegen die Gwabiro und ihre Lehleute: Gashobyo, Gahuma, Kayovu und Kagasha; schliesslich wurden sie von Machumu besiegt. Er hatte sie zunächst sich ansiedeln lassen, weil sie als Waffen bloss ihre ibiriga trugen, säbelartige Buschmesser. Es waren leibhaftige Bahunde mit schwarzer Gesichtsfarbe: die Gwabiro glaubten nichts von ihnen befürchten zu müssen.

C. — DIE NEUE ZEIT IN DER BEURTEILUNG DER EINGEBORENEN.

a) Die allgemeine Lage.

Die Gwabiro sind sehr schlecht auf die Tutsi zu sprechen, deren Politik sie, in einem Wort ausgedrückt, als « Erpressung » bezeichnen; sie verfolge nicht das Gemeinwohl, sondern krassesten Eigennutz. Die Gwabiro stehen eben noch zu sehr unter dem Eindruck eines bislang unausgeglichenen Prozesses. Im Jahre 1914 stiessen die Clans immerfort hart aufeinander, Hütten und Weiler gingen in Rauch und Flammen auf. Es sind Szenen, die ich selbst miterlebt habe. Gewisse Stämme wollten den Gwabiro die Vormacht nicht zuerkennen, hatte man doch gleich ihnen den Wald gerodet und urbar gemacht. Die Europäer brachten dem Lande den endgültigen Frieden.

Wir sahen wie die Gwabiro, trotz verhaltener Opposition gegen die hamitischen Eindringlinge, sich doch gern als Hamiten bezeichnen. Einem der beiden Gewährsmänner, Ntembe, hielt ich im Privatgespräch die Äusserung der Bigogohirten entgegen und er gestand, dass sie ursprünglich Hutu waren; im Beisein des Makobe wiederum wagte er diesem nicht zu widersprechen. Die verwandten Bassinga im Norden geben sich gleichfalls für Hamiten aus.

Die Hutu sind von vornherein mehr stammhaft, weniger staatenbildend veranlagt: sie leben im Familienbann, für allgemeine Landesbelange zeigen sie kaum Verständnis. Sie empfinden es folglich umso schwerer, sich einem fremden Hutustamm unterwerfen zu müssen, dann noch lieber dem Tutsi: « Ein Hutu hat mir nichts zu befehlen! » heisst es. Es ist zuzugeben, dass die Gwabiro nunmehr durch Verschwägerung rassenmässig stark hamitisiert sind, ferner konnten sie in ihrer nächsten Umwelt echte Hamitenart beobachten.

Wir haben umso mehr Anlass, bei der Individualforschung die starke Persönlichkeit gewisser Naturmenschen hervorzuheben. Wie brachten diese Hutu es fertig, aus den heterogensten Elementen einen kleinen Staat aufzurichten, der sich auswärtigen Erobern siegreich entgegenstellte und selbst

hamitische Übergriffe zunächst mit Erfolg zurückwies! Nur der hamitischen List und Bestechungskunst waren sie nicht gewachsen. Die eigentliche Überlagerung kam denn erst mit dem Einzug der Tutsi, der aber doch schon eine gewisse hamitische Beeinflussung voraufgegangen war.

Meine Gewährsmänner für die hier folgende Überprüfung sind Hutu (Negerbauern) und Tutsi (negride Hamitoiden).

1. DIE ANSICHT DER HUTU.

Die Gewährsmänner: ein Häuptling aus dem Clan der Batembe, Totem urwumvu, Chamäleon, etwa 40 Jahre alt; ein Vertreter der Bagessera, Totem akanyamanza, Bachstelze, über 50 Jahre; das Stammeshaupt der Bungura, Totem ifundi, Schwirrvogel, 50 Jahre alt.

Die Batembe waren als Wahrsager von jeher unabhängig; sie entrichteten später Steuer und erhielten ihr Honorar. Die Bungura hielten zunächst zu den Gwabiro, erklärten sich aber später für den Hutu Rwerinyange. Die Bagessera waren den Gwabiro von jeher feindlich gesinnt, mit Ausnahme von einigen Familien, die von ihnen belehnt worden waren.

Alle drei sagen übereinstimmend aus, dass die Gwabiro Hutu waren, nur durch Mischung seien sie zu Tutsi geworden. Rwampiri trug noch das Rubindo, das als Schamtuch zwischen den Schenkeln durchgezogene Rindenzeug.

Die ersten Besiedler des Landes waren die Bagasha-Bungura, Totem Schwirrvogel. Sie stammten aus Bushi (W-Kivu) und betrieben Fischfang. Wir wissen, dass die Gwabiro ihren Ahnen am See vorfanden. Die Gwabiro seien richtig an zweiter Stelle eingetroffen. Dann kamen die Bayovu, ihrerseits Bungura aus Bushi, endlich die Banyago, Totem inkende, Affenart, wiederum aus Bushi.

Erst der Gwabiro Nyamushara riss die Herrschaft an sich; er starb kinderlos und Machumu trat an seine Stelle. Alle wurden gezwungen, ihre Abgaben zu leisten, denn die Gwabiro waren zum stärksten Clan geworden.

Die ersten Aufstände fallen in die Zeit des Muhumuza. Unter Anführung des Rwerinyange lehnten sich die Balihira auf, als die Gwabiro ihm die Hand ihrer Tochter Nyirabajyinduga für seinen Sohn verweigerten. Die Balihira, Totem Chamäleon, sind aus der westlichen Kongoprovinz Gishari über das n. Bwishya eingewandert. Die Unterclans: Abarigira, Abatembe, Abakora, Abatinywa, Abahuku, Abondo. Die Gwabiro wurden geschlagen und mussten ihre Gehöfte verlassen; sie riefen den Schutz der Tutsi an. Der Sultan ernennt die uns bereits bekannten Statthalter. Die Gwabiro sollten in ihre Besitzungen zurückkehren. Die Balihira widersetzen sich diesem Ansinnen und es kommt zu neuen Kämpfen, woran die Hofleute mit Verlusten teilnahmen. Rwalinda wird verwundet und muss ausscheiden; Ntampuhwe fällt und Kyarujumba wird gefangen genommen.

Man haut ihm Hände und Füße ab und zwei Tage lang musste er sterbend auf dem Felde liegen bleiben.

Die Balihira waren zu Herren des Landes geworden. Es hielten zu ihnen und brachten ihnen Tribut : Abungura, Abassigari, Abashobyo, Abagessera, Abishaza, Abanyago, Abatembe, Abagiri, Abashingo.

Ihre Herrschaft dauert drei Jahre, während die Tutsi ihren regelrechten Feldzug vorbereiten. Rwerinyange nimmt Gift. Vier seiner Söhne begeben sich an den Sultanshof, um ihre Unterwerfung anzuzeigen und die Selbstregierung zu erbitten, doch sie hatten edles Blut vergossen und alle wurden niedergemacht. Nie hatten die Balihira den Gwabiros Steuer bewilligt, es bestand lediglich ein gewisses Freundschaftsverhältnis. Sie nahmen Land von den Gwabiros in Empfang gegen deren freien Durchzug zu den verwandten Bassinga im Norden. Die Batinywa ihrerseits besaßen ihr freies Waldreservat, alle anderen jedoch waren den Gwabiros tributpflichtig, weil diese sich unter den Schutz des Sultans gestellt hatten.

Als Wahrsager waren die Batembe nicht zu Abgaben verpflichtet. Ihr Ahne Ntembe, der als Nebenbeschäftigung Tabaksbeutel flocht, wurde zum Hauptwahrsager ernannt, als es ihm gelungen war, einen Sohn des Sultans zu heilen; er begleitete den König auf allen seinen Reisen und erhielt Domänen in verschiedenen Teilen des Landes.

An Steuer leistete man das Rutete (grosser Maschenkorb) Hirse mit dem zugehörigen Krug Bier und nur solche hatten Feldarbeiten für die Gwabiros zu verrichten, die Ländereien als Lehen von ihnen erhalten hatten. Die späteren schweren Forderungen der Tutsi stiessen zunächst auf grossen Widerstand.

Die Gwabiros waren sehr grausam und mordeten nach Willkür. Rwabugiri liess den Muhumuza hinrichten, der Gefangene an einen Baum fesselte und ihnen das Fleisch vom Leibe schnitt, um es seinen Hunden vorzuwerfen; Frauen hängte er bei den Füßen auf, Kopf nach unten. Man konnte keine Blutschuld von ihnen fordern, weil sie zu mächtig waren.

Die Ansicht der Gewährsmänner über die Tutsi verrät abermals sehr wenig Begeisterung. Mit ihnen setzte die Vollsteuer ein, dazu kamen die Feldarbeiten und die Instandhaltung der Residenzen. Der Sultansvogt entnahm 50 % der Steuer für sich : Vorkostrecht. Ausserst beschwerlich gestalteten sich die Reisen an den entlegenen Sultanshof und die langwierigen Arbeiten dortselbst. Es ereignete sich, dass kein einziger aus einer Reisegesellschaft zurückkehrte; viele blieben noch wochenlang krank in der Heimat. Das Leben eines Hutu gilt den Tutsi eben nichts. Dem hohen Herrn selbst mussten bei seiner Rückkehr von allen Seiten die « Spenden der Gastfreundschaft » zugetragen werden : Bier, Hacken, Feldfrucht, Fussringe u. dgl. Der Rechtsspruch war käuflich; man musste das Guhonga, bestechen, verstehen. Ein armer Mann konnte nicht zu seinem Recht kommen.

Bei ihrer Beurteilung der Europäer wird man von vornherein vorsichtig

sein müssen, vor allem, wenn es sich um Lob handelt. Dem Starken und Mächtigen weiss man auch in Ruanda zu schmeicheln. Ich muss gestehen, dass meine Gewährsleute ziemlich offen gesprochen haben.

Zunächst, was ihnen bei den Europäern gefällt. Sie bewundern die Disziplin der Mandatssoldaten im Gegensatz zu den losen Truppen der Tutsi, die nach Herzenslust rauben und plündern, wo immer sie durchziehen. Dieses « Recht » stand ihnen übrigens anerkanntermassen zu, wenn einige Häuptlinge auch gelegentlich dagegen einschrritten. Wer meint, auf dem Markte nicht den Gegenwert seiner Ware zu erhalten, wird nicht mehr gezwungen zu verkaufen. Die Arbeiter werden bezahlt für die öffentlichen Arbeiten, selbst für den Strassenbau, da die angelegten Wege doch dem Gemeinwohl dienen. Fehden und Schlägereien sind aus dem Lande verschwunden und die schönsten Sachen aus Europa, besonders Stoffe und Kleider, können mit leichter Mühe erworben werden.

Sie gehen zu dem über, was ihnen weniger gefallen will. Trotz der neuen Fronen, meinen sie, haben wir unsere Arbeiten bei den Häuptlingen wie früher. Dann gilt es Kaffee- und Eukalyptuspflanzungen anlegen; sie werden allerdings nach Stämmen und zu unserm eigenen Vorteil in Arbeit gegeben, doch wo sollen wir die Zeit hernehmen, zugleich auch unserer Feldarbeit zu genügen?

Im Richteramt sind die Europäer unbestechlich, doch müssen sie sich bei Heranziehung von Tutsi-Assessoren sehr vorsehen, da diese trotz strengster Anweisungen immer der Gefahr ausgesetzt sind, nach der alten Schablone zu handeln: das Urteil bleibt vielfach käuflich.

Ich frage sie, wie sie sich zum Trägerdienst stellen, ob der bevorstehende Lastwagenverkehr sie nicht um ihren guten Lohn bringen werde. Sie sind der Ansicht, dass Trägerdienste keinen Reichtum einbringen. Die Gehöfte bleiben auf so und so lange Zeit verlassen und die Feldarbeit wird vernachlässigt: « Die wahre Quelle unseres Wohlstandes ist die Hacke. »

Wie sind diese Aussagen vom europäischen Standpunkt aus zu beurteilen? Wir wissen, dass unsere Bagoyi immer noch ein sehr unabhängiges Völkchen sind. Ihre psychologische Einstellung zielt ausschliesslich auf das Wohl der Familie. Öffentliche Belange sind für sie gegenstandslos. Für gemeinnützige Gedankengänge ist ihre Erziehung erst noch zu machen. Ihrem Temperament entsprechend treten sie sehr geräuschvoll auf und haben an allem etwas auszusetzen. Sowie der Maniok als Abwehrmittel gegen Hungersnot eingeführt werden sollte, begehrten sie dagegen auf und jetzt hascht alle Welt danach. Wenn die Kaffeepflanzungen einmal ihren ersten Gewinn abwerfen, werden sie ihn schmunzelnd einstecken, nicht genug Setzlinge wird man ihnen liefern können. Ihre innere Haltung wurzelt häuerlich zähe in der Vergangenheit und allen Neuerungen stehen sie misstrauisch gegenüber; ihre Väter mussten es erleben, dass Ertrag und Verdienst vornehmlich in die Schatzkammern der Tutsi wanderten. Wie sollten sie Bäume pflanzen? Gleich dem Tutsi wird der Fiskus sich einstellen und sie für die Bauten der Europäer beschlagnahmen. « Zählt

man unsere Kaffeebäumchen », ergänzen sie, « so hat es doch zu bedeuten, dass bald darauf die Steuer erhöht wird ».

Für die Einführung der Kartoffel musste man in zivilisierten Landen eine List ersinnen. Parmentier liess streng bewachte Felder anlegen, die Wächter jedoch hatten Befehl, möglichst zu schlafen. Man hoffte nicht vergebens, dass das « magnum bonum » auf diese Weise am schnellsten zum Wohle des ganzen Landes unter das Volk kommen werde.

Von ihrer Scholle aus beurteilt mag man die Einwände besser verstehen. Bugoyi ist eben ein fruchtbares, gesegnetes Land. So liegen die Verhältnisse nicht überall. Auswärts erkundigte ich mich über die diesbezügliche Meinung der Eingeborenen und erhielt die Antwort : « Wenn der Trägerdienst einmal aufgehoben ist, wie und wo sollen wir dann unser Geld verdienen ? »

In Europa ergeht man sich vielfach in Gefühlsduselei betreffs der « unmenschlichen » Trägerdienste, die den Eingeborenen auferlegt werden. Sind diese Leistungen mit denjenigen der Packträger in den Häfen zu vergleichen, mit den von Frauen geschleppten Misthotten in den Weinbergen oder gar von Frauen in wörtlichen Sinne geschleppten Treidelschiffen, mit den Arbeiten der Fabrik- und Bergleute, der Heizer am Dampfkessel in den Schiffsräumen ? — alles « Lasten », deren Beförderung unseren Eingeborenen als « unmenschlicher Trägerdienst » gelten müsste, dieweil sie, munter plaudernd, ihr Bündel auf dem Kopfe wiegen. Was sind für sie 25 kg, wenngleich sie vor dem Europäer stöhnen und klagen und nachher schmunzeln, wenn er darauf hereinfällt. Für ihre eigenen Zwecke tragen sie nämlich leicht das Doppelte, selbst die vornehmen Damen aus der Hirtenkolonie Bigogwe, die, bis zu 50 kg bepackt, wonötig noch mit einem Kind obendrein, mit ihren vollen Körben auf dem Kopfe die drei Stunden vom Markte nach Hause zurücklegen, auch wieder munter plaudernd. Die Bashifrauen tragen noch schwerere Lasten auf dem Rücken mit einem selbst dreijährigen Kinde rittlings obendrauf, das überhaupt nicht als « Last » mitzählt — und das selbstverständlich aus freien Stücken. Man brauchte da bloss einen Versuch zu machen und den Trägerlohn nach Kilogramm einzuschätzen, den Leuten die freie Wahl überlassend : sie würden sich um die schwersten Lasten streiten !

Als ich von Bugoyi nach dem Westufer aufbrach, stöhnten meine Träger über die « schweren Lasten ». In Kamurontsa werbe ich neue Träger an. Es überkommt mich ein Grauen, wie der Schultheiss mit einem Trupp Weiber anrückt, die Tragriemen unter dem Arme und die wohlgenährte Nachkommenschaft auf dem Rücken. An ein derartiges « Trägermaterial » war ich nicht gewöhnt. Mein Beschluss stand fest : du reist morgen mit Männern ! Eines der Weiblein erfasst einen Kasten, schaukelt ihn abschätzend und schon baumelt die schwere Blechkiste im Tragstrick auf dem Rücken ! Baby sitzt schon obenauf und trommelt vergnügt auf dem hallenden Schalldeckel. Im Sturm ist all mein Gerät erobert und da sind sie bereits unterwegs. In gedrückter Stimmung wandle ich verdrossen hin-

terdrein. Meinen Unmut zu bezwingen, mache ich ein paar Scherze und mit einem Male ist alle Schüchternheit verflogen. Ein lebhaftes Gezwitscher hebt an. Gellendes Lachen, das im Busch widerhallt. Die muntere Gesellschaft hält mir Schritt und ich muss Goethe zitieren: « Blitz! wie die wackeren Dirnen schreiten! » Nach dreistündigem Marsch langen wir wohlbehalten an und entzückt reiche ich ihnen ein fürstliches Entgelt. Abenddunkel wollte sich herniedersenken. « Wo übernachtet ihr nun? » — « Zu Hause! » — « Was! In dunkler Nacht durch das von Raubtieren durchstreifte Dickicht? » — « Bah! » Hell auflachend sind sie fort. In diesem Lande tragen eben die Frauen, während der Hausherr, die Pfeife schmauchend und den schützenden Speer geschultert, geruhsam einerschreitet. Sie trägt Kind und Last. Andererseits Können die Männer wieder Tag und Nacht auf dem See rudern und « das verstehen unsere Frauen nicht! ».

Man entschuldige diesen langen und sehr unwissenschaftlichen Auszug aus meinen Lehr- und Wanderjahren, denn sehr wissenschaftlich beleuchtet er die Lage. « Alles ist relativ », heisst es, und wer sich nicht relativ einzustellen vermag, wird mit seinem Absolutismus grosses Herzeleid erfahren, wenn er sich ohne Nebenabsichten mit relativen Fragen beschäftigt. Führe einen beliebigen unserer Eingeborenen nach Europa und er wird finden, dass die Bazungu (Europäer) unmenschlich behandelt werden.

Was ist nun von der « entsetzlichen » Prügelstrafe zu halten? Es scheint hie und da in Europa der Wunsch aufzutauchen, sie dortselbst wieder einzuführen; der Gummiknütel zeigt sich bereits auf offener Strasse. Im zivilisierten Fernen Osten besteht sie weiter. Die gerechte europäische Strafe ist allerdings nicht zu vergleichen mit den Quälereien, die früher hier stattfanden. Der Gatte schnitt seiner geliebten Lebensgefährtin die Ohren ab, um sie als Diebin zu brandmarken und alle Verantwortlichkeit abzuschütteln, oder einfach um sie an sein Haus zu fesseln, da sie sonst überall als « Diebin » abgewiesen würde. Eltern verstümmelten ihren Kindern wegen Kleptomanie die Finger über dem Feuer. Es bestand der Fesselschwang, wobei der Schuldige tagelang schmachtete; die Stricke schnitten ein bis auf die Knochen, verursachten eiternde Wunden und die Fesseln verschwanden schliesslich unter dem aufgedunsenen Fleisch. Der Gefangene wurde von der Familie losgekauft und sein erster Gang galt einem neuen Diebesstreich, der ihm die Mittel beschaffen sollte sich Trost zu trinken. Stockschläge wurden verabreicht, dass die Eingeweide hervorsquollen. Man sollte sich also vorsehen, einheimischen Häuptlingen zuzugestehen, eigenmächtig über Prügelstrafen zu befinden. Zu diesem und sonstigen kam das grausame Pfählen: es erreichte seinen Zweck durch den herbeigeführten Tod, schreckte die anderen aber nicht: « Sterbe ich meinerseits unsanft, so habe ich doch mein Lebenlang gut gelebt auf fremde Kosten! » Die Eingeborenen werfen den Europäern vor, dass man sich in ihren Gefängnissen satt essen kann auf Kosten der Bestohlenen, die den Unterhalt beibringen müssen.

Die Prügelstrafe muss nun doch ein Notbehelf bleiben; wir sahen übrigens, dass sie ihren eigentlichen Zweck, die Besserung, nur in den seltensten Fällen erreicht. Ich möchte durchaus nicht dem Grundsatz das Wort geredet haben, dass die besterzogenen Kinder dort zu finden sind, wo es die meisten Haue absetzt. Bei den Weissen Vätern sind Körperstrafen grundsätzlich verboten. Seit meinen rund dreissig Jahren Aufenthalt in Zentralafrika habe ich meine drei Ohrfeigen auf dem Gewissen. Wie alle schlagenden Verbindungen meinte ich natürlich recht und gerecht gehandelt zu haben. Nach reiferer Erfahrung urteile ich anders darüber. Im ersten Unmut verhängte Strafe ist wohl immer vom Übel: eine « süsse », aber unerzieherische Rache. Der Eifer bei der Strafe soll vielleicht Eifer überhaupt bekunden, bekundet aber eher Ersatz für die eigenen vernachlässigten Erzieherpflichten. Nun aber wird Platzregen gemeiniglich vom Erdreich abgestossen, linder Regen dringt ein. Bei Angriffen auf das Persönlichkeitsgefühl setzt sich der innere Mensch zur Wehr: er schüttelt ab. Es muss äusserst schwer fallen, eine erzieherisch wirksame Strafe zu erteilen; solche wären vielleicht diejenigen, die jemand sich selbst auferlegt oder im Sühnedrang fordert. Beruhen derartige Erwägungen auf Wahrheit, so wird man weiter finden, dass gewiss 50 % aller Strafen praktisch auszuschalten wären. Die restlichen Prozente würden wohl ganz von den repressiven Strafen ausgefüllt, die zur Zurückdrängung gewaltsamer Eingriffe verhängt werden müssen. Für rein heilende Strafen bleibt da sehr wenig übrig. Strafen aus Prestige Gründen sind schon eher Selbstkult, vor allem, wenn sie einen Mangel an eigener Pflichterfüllung beschönigen sollen. Für derartige Massregeln haben die Eingeborenen eine feine Witterung und dann ist es erst recht aus mit der Autorität.

Ähnlich wirken öffentlich erteilte Rügen statt diskreter Aussprache; die Erregtheit des Erziehers lässt auf selbstsüchtige Ziele schliessen. Hier sind die Imponderabilien zu beachten: Ein Blick, ein Gesichtsausdruck genügt, und schon hat das Kind, auch ein afrikanisches, nach « Freund und Feind » entschieden.

Betrachten wir zunächst einen « öffentlichen » Fall, einen Verstoss gegen die Zucht in der Schule. Ich stelle meine Erklärungen ein und beobachte einen Augenblick ruhig. Meistens wird es genügen: vorbeugend mag ich den Fall auch im erzieherischen Sinne aufgreifen. Bei Klassenschluss mache ich den Schülern klar, dass ein derartiges Betragen eben eine Verletzung der Ordnung ist und nichts Lobenswertes noch Rühmliches in sich schliesst, vor allem keine Selbstdisziplin noch Mannesart. Je ruhiger und klarer die Darstellung, umso eindringlicher die Lehre. Da alle Ordnung auf Gott beruht, war der Vorfall nicht derart, dass er Gott in besonderer Weise geehrt hätte. Alle knien wir nieder und bitten um Verzeihung, die einen für die anderen. Der Lehrer lässt alle den Vorsatz fassen und zugleich um die Gnade bitten, ein anderes Mal überzeugungstreuer zu handeln. Die Kinder merken sich, dass Starkmut nicht auf seiten der Ungezogenen zu

finden ist. Niemand fühlt sich beleidigt, aber aller Wille ist selbsterzieherisch tätig gewesen.

Ein Einzelfall: Gewohnheitsmäßige Starrköpfigkeit und Unbotmässigkeit eines Schülers. Freundlich rede ich auf ihn ein unter vier Augen; kein schalkhafter oder schadenfroher Mitschüler ist Zeuge. Ich versuche, ihm das Unordentliche in seinem Betragen verständlich zu machen und ihn auf die schädlichen Folgen aufmerksam zu machen. Der warme Unterton wirkt schon. Und wieder Gott zum Schluss, der in aller Menschen Gewissen wirksam ist: die anima naturaliter christiana braucht nur aus dem Schutt hervorgeholt zu werden. Ich veranlasse ihn darauf einen Augenblick in die Kirche zu gehen und sich dort allein mit Gott auszusprechen: er möge versuchen, einen Gottes würdigen Vorsatz zu fassen. Das pädagogisch gewählte Wort « versuchen » soll seinen eigenen Willen anregen. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass eine prophylaktische und durchaus leidenschaftslose Erziehung viel bessere Erfolge zeitigt als alles gewaltsame und drängende Vorgehen. Der Unterschied ist etwa wie bei einem Kraftwagen, den man selber von aussen schieben muss und einem andern, wo der Motor angekurbelt wird. So lange es ein Schüler nicht so weit gebracht hat, aus eigenem Antrieb seine Vorsätze zu fassen, muss die Erziehung ergebnislos bleiben. Es mag sich ereignen, dass ein Zögling seinem Lehrmeister, aber nicht Lehrvater, sein Lebenlang eine unpsychologische Erziehung nachträgt. Bei allen normal veranlagten Kindern und selbst Erwachsenen bringt die Willenserziehung es wohl ausnahmslos so weit, dass sie aufrichtige und wirksame Vorsätze fassen, womit dann ineinandergreifend alle geistigen Kräfte geweckt werden. Dem väterlichen Erzieher bleiben die Zöglinge ihr Lebenlang dankbar, auch in Afrika. Dann kann selbst im öffentlichen Leben später die Prügelstrafe auf ein geringstes Mass beschränkt werden, vor allem wenn die Beamten ihrerseits ein gewisses erzieherisches Talent bekunden.

Die Erziehung ist ein Werk auf lange Sicht, der Staat aber muss auf dem Erziehungswerk als auf einem festen Fundament aufbauen können; anderseits sieht sich die staatliche Gewalt gezwungen, die gestörte Ordnung augenblicklich wieder herzustellen, folglich mit Zwangsmitteln. Wir können mit Genugtuung feststellen, dass die Mandatsregierung bedeutende Mittel bereitstellt für die Aufgaben frühesten Erziehung und es ist zu bewundern, wie aufnahmefähig sich die Eingeborenen auch für höhere Bildung zeigen. Über dieses Thema wird an geeigneter Stelle anderswo berichtet.

2. DIE ANSICHT DER TUTSI.

Vertreter des alten Regime.

Sie erklären ihrerseits, dass die Gwabiro bei ihrer Ankunft im Lande Hutu waren; als sie es zu einigem Ansehen gebracht hatten, ehelichten sie Tutsifrauen aus der nahen Bigogosiedlung und wurden so zur Mischrasse

mit vorwiegend hamitischem Typus. Es ist zu bemerken, dass selbst Batwa bei konsequenter Mischung nach fünf Generationen nicht mehr als solche erkennbar sind.

Sie geben an, mit den Gwabiro gut auszukommen; da diese es in keiner Weise mit politischen Umtrieben versuchen. In der alten Zeit sollen sie die Bevölkerung viel mit Erpressungen geplagt haben: Sie liessen schwer arbeiten und zogen übermässige Steuern ein, handelten aber dabei auf Geheiss der Tutsi, die es nicht anders halten. Die Einwohner würden nun aber doch die Tutsi vorziehen, weil sie sich an einen festen Steuersatz halten und darüber hinaus nichts gewaltsam eintreiben. In der alten Zeit waren empörende Exzesse kaum möglich, weil die Bewohnerschaft wenig zahlreich war und alle in bescheidenen Verhältnissen lebten. « Im Gerichtswesen zeigten sich die Gwabiro bestechlich wie wir es alle sind, doch darf man es ruhig aussprechen: Früher waren sie überdies rauhe und schlimme Gesellen ».

Die Tutsi besitzen hervorragende Fähigkeiten, ein Land zu regieren, doch sind sie ganz und gar herzlos. Der Ärmste muss unbedingt sein Letztes hergeben, um seine Steuer aufzubringen, sonst wird er misshandelt: wenn er dabei zugrunde geht, so hat das absolut nichts zu bedeuten, es gibt dann eben einen Hutu weniger auf dieser Welt. Man konnte sie abstechen wie Ziegen und kein Hahn krächte danach. So erging es aber nicht den Hutu allein: ein jeder, der nicht einen mächtigen Beschützer hatte, war erledigt. « Wir sahen denn zunächst die Europäer für einfältige Menschen an, weil sie zwar die Macht haben, sie aber nicht auszunützen wissen; sie kaufen blödsinnig ein, was sie brauchen, da sie das alles doch kostenlos haben könnten! Unbehelligt dürften sie an sich nehmen, was immer ihr Herz begehrt. Die Hutu würden es noch schlimmer treiben als die Tutsi ».

Nur in Bigogwe lagen die Verhältnisse anders, denn dort sind alle Stammesbrüder. Trotz ihrer unermesslichen Viehbestände gibt eine Familie dem Stammeshaupt nur eine Kuh pro Jahr; auch richtet man gerecht und der Arme besteht vor dem Reichen, weil alle Brüder sind. Ähnlich war die Lage bei den Bahutu-Bagessera in Bushiru. Nur mit der politischen Gewalt wird Missbrauch getrieben, weil keine Blutsverwandschaft besteht, oder ein Fürst müsste denn wirklich hoher und edler Gesinnung sein.

Seit dem Einzug der Europäer haben sich die Zustände von Grund auf gewandelt: es tritt nicht mehr Stamm gegen Stamm auf, niemand braucht sein Leben unschuldig herzugeben. Sobald jedermann soviel Selbständigkeit aufbringt, gegen herrschende Missbräuche furchtlos Klage zu führen, werden sie bald aus dem Lande gefegt sein, denn die Tutsi sind viel zu schlau, gegen einen augenblicklichen Vorteil ihre Macht selbst aufs Spiel zu setzen. Die Tutsi beugen sich vor durchgreifender Autorität.

Wir verstehen es meisterhaft, die Ohrenbläserei in unsere Dienste zu stellen. Es fordert allerdings das geltende Recht, dass niemand aller seiner Güter entsetzt werde, man behält sein eigenes Vieh und sein Dienstperso-

nal. Weiss es nun jemand geschickt anzustellen, so verliert der betreffende alles mit einem Schlage. Diesen Übelstand haben die Europäer wiederum durch die öffentliche Gerichtsbarkeit beseitigt.

Jetzt wird jedes Stück Vieh besteuert; man muss Rinder verkaufen, um all die Steuer aufzubringen und die Viehherden schrumpfen ein. Früher wurde die Steuer nach Stämmen auferlegt. Nehmen wir den Fall, dass eine Gemeinschaft nur drei bis vier Stück Vieh besass: erst nach drei Jahren hatten sie ein Stück davon zu erstatten; der betreffende wurde von seinen Stammesgenossen in Ziegen entschädigt. Es kommt zur Diskussion: « Diese Besteuerung ist in Wirklichkeit weit höher », wende ich ein, « es macht über zwanzig Franken aus pro Stück. Sie begünstigte den Grossbesitz. Was machte ein Stück Vieh denn aus für einen Stamm, dessen Rinder nach Hunderten zählten? Nach der jetzigen Ordnung erstattet man seine fünf Franken pro Stück: der Reiche muss viel geben, der Arme seinerseits ist nach seinen Verhältnissen besteuert ». Sie antworten: « Das wäre in soweit richtig; allein die Kopfsteuer ist doch dieselbe für arm und reich! » — « Die Kopfsteuer stellt ein Minimum dar für alle, wer über seinen Kopf hinaus besitzt, leistet den entsprechenden Zuschlag. So mag denn auch einmal der Landbesitz besteuert werden wie in Europa, dann ist absolute Gleichheit hergestellt. » Nun erkläre ich ihnen, dass die Steuer für einen Kraftwagen an die drei Stück Vieh beträgt. « Was du da sagst! Also Tausende von Franken gäbe ich aus für ein Auto und soll nun obendrein noch jährlich Hunderte an Steuer dafür zulegen? Nein! da vergeht einem wirklich alle Lust. »

Die alten edlen Herren, die früher nach Willkür vorgingen, scheinen sich nun in Gedanken zu ergehen über soziale Gerechtigkeit; doch haben sie ihre eigenen Untugenden gegeisselt und es steht zu erwarten, dass sie bildungsfähige Elemente für die Zukunft darstellen.

Sie zeigen sich ungehalten über die neu heranwachsende Häuptlingsgeneration, die aus den Schulen hervorging — das ewige, vielleicht einigermassen begründete Loblied temporis acti. Sie sprechen sich folgendermassen aus:

Man soll nur ja nicht wännen, dass diese jungen Leute nun gleich unsere früheren Unarten abgelegt haben, auch sie nützen vorerst ihre Stellung aus, ihr Säckel zu füllen. Frage bei den Leuten um und du wirst erfahren, dass sie noch ihre früheren Herren vorziehen, weil sie weniger habgierig waren. So wandert man denn aus, weil das eigene Besitztum nicht mehr gesichert ist. Die Neulinge, die sich Liebkind fühlen bei den Europäern, werden es immer versuchen, die Alten zu verdächtigen und womöglich auszustechen, um die Alleinherrschaft an sich zu bringen. Für alle diese schleichenden Übel ist der öffentliche Rechtsschutz das geeignete Heilmittel. Nie sollte ein Europäer auf blosse Ohrenbläserei hin handeln! Das alles sind nun aber Kleinigkeiten im Vergleich zum grossen Umbruch,

der bereits eingeleitet ist. Dazu kommen die sonstigen Errungenschaften der Europäer : die schönen Kleider, Wagen und Fahrräder, Bettstellen und Decken, Lampen und Laternen, Tischgerät, Seife, Stühle, Kisten, Äxte und Messer, eiserne Werkzeuge aller Art und vieles andere. Die gediegenen europäischen Hacken können bis zum Stumpf abgenutzt werden, ohne dass sie biegen noch brechen. Dank den angelegten Strassen gelangt jedermann an sein Ziel, auch der Landesunkundige. Von einer Auflehnung gegen die Obrigkeit ist keine Rede mehr. Zunächst hatten die Hutu allerdings gehofft, sich nunmehr der Tutsi entledigen zu können, doch der schöne Traum zerrann : zum Regieren sind sie nicht geboren !

Die jüngere, geschulte Häuptlingsgeneration.

Sie sind nicht gut auf ihre älteren Kollegen zu sprechen. Sie befassen sich zunächst mit dem Lehnwesen.

Hatte jemand einen reichen Viehstand, so kam der Häuptling und lagerte bei ihm. Die Sitte erforderte, dass der Hausherr ihm ein Rind als Gastgeschenk verehrte. Entzog er sich seiner Obliegenheit, so wurde er gefesselt und misshandelt und man erpresste über das Gastgeschenk hinaus. Es kam vor, dass man die ganze Herde wegtrieb, ihn seiner Güter entsetzte und das Anwesen zerstörte.

Der hohe Herr mochte es noch einfacher anstellen : Er schickte Trabanten aus, um Vieh für ihn einzuziehen. Es waren offene Gewaltstreiche, doch verhüllte man mitunter die nackte Habgier dadurch, dass man vorgab, es sei eine ausserordentliche Steuer für den Sultan ausgerufen worden. Die Bestechlichkeit bei Gericht war gewissermassen eine stehende Einrichtung. Infolge der eingeführten Landessitte brauchte der Herr nur einen Rundgang durch seinen Bezirk vorzunehmen, von Hügelschaft zu Hügelschaft, und mit den Gastgeschenken konnte er eine neue Herde Vieh zusammenstellen.

Er mochte schwere Fronen auferlegen oder überhohe Steuern; die freiwilligen Gaben flossen und der menschenfreundlich tuende Herr liess sich erweichen.

Die Hirten der Häuptlinge lassen die Herden in die Bananenschamben der Hutu einfallen : das Vieh labt sich am Blattwerk und scheuert die Stämmchen um. Es war eben landesherrliches Vieh und nur durch Bierspenden wurde man die Einbrecher los. Für die geringfügigsten Vergehen wurden die Leute gefesselt und misshandelt, bis das Lösegeld eingeliefert wurde. Die ausgewählten Nutzniessungsfelder wurden nicht mehr freigegeben; man liess vielmehr einen Gefolgsmann sich dort ansiedeln und erweiterte den Besitz zu einer Landpfünde.

Mitunter wussten sie auch die Askaris der Schutztruppe für ihre Zwecke zu gewinnen und alles geschah fortan im Namen der Europäer, die keine Ahnung davon hatten.

Den Tutsi ging es nicht viel besser für die Weidensteuer : statt ein Mutterkälbchen auf vier Jahre wurden es ihrer leicht zwei und mehr.

Es war ein leichtes persönliche Rache zu üben, indem man einen Günstling des Häuptlings für seine Zwecke gewann. Selbst grosse Prozesse wurden angestrengt, wobei der Kläger der Schuldige war: er hatte etwa eine Herde Vieh geraubt und es waren Hirten im Kampfe gefallen. Der Angklagte stellt seine Zeugen, weiss aber nicht, dass sie bereits bestochen wurden. Man bezichtigt ihn der Verleumdung; somit verliert er die geraubte Herde und muss obendrein noch eine Busse zahlen.

Mit den Europäern ist denn ein erfreulicher Wandel im Gerichtsverfahren aufgekommen. Die Leute gehen in Ruhe und Frieden ihren Arbeiten nach ohne sich beständig fragen zu müssen: Was steht mir für morgen bevor? Den Armen und Hungernden wird Hilfe zuteil. Derartige Werke der Barmherzigkeit waren aber auch früher nicht unerhört; es war sogar Gesetz für die Fürsten, den Armen zu helfen. Die Kranken werden ärztlich betreut und die Wahrsager sind überflüssig geworden. Wohl niemand wünschte sich die alte Zeit zurück, ausgenommen diejenigen, denen das einkömmliche Handwerk gelegt wurde.

b) Die Bedingungen im Albertpark.

Mein Auftrag lautete auf Erforschung der Pygmäenwelt, doch liess ich mir die Gelegenheit nicht entgehen, die innere Einstellung der Eingeborenen im allgemeinen in bezug auf die Einrichtung eines vollgültigen Wildschutzparks zu prüfen. Die Parkdirektion nimmt ausgiebigst und möglichst die Interessen der Bevölkerung wahr und zwar unbeschränkt für die Pymäen, doch wollte ich prinzipiell einen der integralen Forderung entsprechenden Standpunkt einnehmen mit der Wendung etwa: Wenn die Parkverwaltung auf einer völligen Unversehrtheit der jetzigen Lage bestehen sollte, so dürfte der vorliegende Bestand in keiner Weise angetastet werden. Die hypothetischen Erörterungen spielten sich denn in grossen Gegensätzen ab, eine geeignete Problemstellung, die Grundauffassung der Eingeborenen diesen Fragen gegenüber zu ermitteln.

Um eine möglichst genaue Bearbeitung der anthropologischen Belange bei der Pygmäenwelt sicherzustellen, hatte ich mir die Mitarbeit des Biologen Dr. Gusinde, S.V.D., erwirkt, den ich im Lager Schebestas bei den Efé am Ituri abholte. Meine eigenen Messungen wurden bereits veröffentlicht (Anthropometrische Aufnahmen bei den Kivu-Pygmäen, Institut des Parcs Nationaux du Congo Belge, Bruxelles, 1939) und können denn mit den Ergebnissen Gusindes verglichen werden.

DIE NÖRDLICHE ZONE.

Rugari-Djomba (Jomba).

Wie es zu erwarten war, scheinen sich die ackerbauenden Hutu nicht mit einer unbeschränkten Durchführung der Schutzgesetze befreunden zu wollen. Sie führen aus: « So man uns die gewohnte Ausbeutung des Waldes verbieten sollte, müssten wir über eine Stunde weit wandern, um das Bau-

holz für unsere Hütten zu schlagen, dazu kommt das Rohmaterial für unsere Gebrauchsgegenstände : Körbe, Vorstellschirme, Wannen, Seile, Bohnenstangen, Tragsäufte, Hackenstiele, Schüsseln, Holzkohle, Stössel u. dgl.

» Im letzten Jahresviertel (Oktober, November, Dezember), also nach der grossen Trockenzeit, findet unser Vieh keine Weide mehr im offenen Lande; dazu kommt, dass die jungen Saaten bereits aufgegangen sind und leicht durch das dort verbleibende Vieh beschädigt würden. Wir treiben denn die Herden in die Bambuswälder auf den Vulkanhängen, wo sie Schutz finden gegen die Fliegenplage und sich an den Bambussprossen sowie dem vortrefflichen Almengras laben können. Nach der Ernte im Januar beziehen die Rinder wieder die Niederungen. Die Viehtriften beeinträchtigen in keiner Weise den Bestand des Waldes, der sich immer noch vor unseren Augen ausdehnt, wie ihn auch unsere Väter schauten.

» Wenn man den Wald überhaupt nicht mehr betreten dürfte, wie werden es da die Reisenden anstellen, um nach Mulera hinüberzukommen? Sie müssten die Vulkane umgehen und könnten an einem Tage unmöglich ihr Ziel erreichen. Für unsern Bedarf an Nutz- und Brennholz wären wir genötigt, eigene Waldungen anzulegen : es ginge auf Kosten der Brachfelder, so dass die beschränkte Anbaufläche für neue Brachen nicht mehr in Betracht käme. Der eindringende Ackerbau allein kann einen Wald zerstören und man sollte nur die Neurodungen verbieten. Man lasse es ruhig auf einen Versuch ankommen und weise uns ein Waldrevier an, dessen Grenzen unter keinen Umständen überschritten werden dürfen; sollte es trotz allem geschehen, so mag der Vollschutz in Wirkung treten. »

Englisch-Bufumbira.

Die Muhaburabatwa, die man für Höhlenbewohner angesehen hatte, haben längst ihre Raubburg verlassen und sich am Fusse des Vulkans angesiedelt. In der IV. Generation machten sie die Feldzüge des Ruandasultans Rwabugiri mit. An Körpergrösse überragen sie die anderen Batwa, eine Erscheinung, die vielleicht auf Mischung zurückzuführen ist. Obschon die Batwa in der Regel keine Kriegsgefangenen halten, ist es doch nicht ausgeschlossen, dass sie solche zu Müttern gehabt haben. Die Vermutung liegt umso näher, als sie teilweise zum Ackerbau übergegangen sind und sogar Kleinvieh halten. Sie zeigen überhaupt eine gewisse Neigung zur Annäherung an die Hutukultur. Eine ihrer Jungfrauen trägt ein genähtes Stoffkleid, die Tänze der Mädchen verraten Anklänge an diejenigen der Bergbewohner (Rukiga), von wo die erwähnten Kriegsgefangenen herkommen. Einer der Jungmänner soll sich aussichtslos um die Hand einer Hutubraut bemühen. Vorerst nämlich sind die Kastenunterschiede noch nicht überbrückbar, in Folge des geltenden Vaterrechts gehören diese etwaigen Mischlinge unbedingt einem Batwaclan an; sie sehen sich sogar von der Pfeifen- und Saugrohrrunde ausgeschlossen, mit ihnen wollte man

nicht auf einer gemeinsamen Matte sitzen. Für den gewünschten sozialen Ausgleich sind die Vorbedingungen nicht zureichend. Es ist indes anzunehmen, dass die Batwa sich noch intensiver dem Ackerbau zuwenden würden, wenn sie nicht die von ihnen so verabscheuten Fronen zu fürchten hätten.

Bigogwe.

DIE SÜDLICHE ZONE.

In dieser Hirtenkolonie gilt Wohl und Weh des lieben Viehs an erster Stelle, Tagesthema ist : Tränken und Weide. Die Gegend ist wasserarm, wenn auch von einer eigentlichen Wassernot keine Rede sein kann. Es befinden sich fünf Wasserstellen in diesem Bereich, wovon ihrer drei, Gikeri (Kibumba), Ngando und Gihorwe von ziemlich ergiebigen Sturzbächen gespeist werden, die sich über die Hänge des Mikeno und Karissimbi ergießen; ferner kommen in Betracht die mehr abgelegenen Bäche des Bruchrandes Mizingo und Mutura, in der Nähe des ragenden Hembefelsens (« Hornfels »). Der Mizingo verschwindet unmittelbar am Fusse des Gebirges in den Lavagängen, der Mutura dgl. nach einem Lauf von 4 km. Bei ausschliesslicher Benutzung dieser beiden Wasserläufe könnten die Rinder wegen der Entfernung nur alle zwei Tage getränkt werden; ihre Zahl reicht an die 2000 Stück heran.

Die Hirten behaupten, dass der Bambuswald dort am besten gedeiht, wo das Vieh sich aufhält, somit vor allem in der nächsten Umgebung der Nachtlager, wo der Boden durch den Aufenthalt der Rinder reichlich gedüngt wird : « Solche Stellen im Walde erkennt man sofort an dem üppigen Wuchs », behaupten sie; eigentliche Kraale werden nicht errichtet. Ich wende ein : « Die Anwesenheit der Rinder schreckt vielleicht das Wild ? ». Sie erwidern : « Die Büffel besuchen sogar die Herden und belegen die Kühe, solche Kälber sind besonders wild und können nur von einem spezialisierten Hirten betreut werden; seit der Zeit, dass unsere Väter ihre Herden hier weideten, ist der Wildstand in keiner Weise beeinträchtigt worden ».

Diese Tutsihirten lassen sich in ihrem Urteil selbstverständlich von der Rücksicht auf ihre Herden leiten, ich musste denn auch die Ansicht der Batwa hören. Bei ihnen ist umgekehrt ein belebter Wildforst Haupt- und Lebensfrage, wie das Fortbestehen des Waldes überhaupt : Man denke an ihre früheren erbitterten Fehden gegen die eindringenden Ackerbauer. Sie erklären : « Das Vieh richtet durchaus keinen Schaden an im Walde, im Gegenteil, er zeichnet sich dort durch seinen kräftigen Wuchs aus, wo er den Rindern zugänglich ist. An den anderen Stellen erstickt das Gebüsch, geht zurück und bringt keine entwicklungsfähigen Sprossen mehr hervor, wovon Gorilla und Schimpanse sich mit Vorliebe nähren. » Sie haben vor allem den Bambuswald im Auge, der an erster Stelle für das Vieh in Betracht kommt.

Zur jetzigen Dürre liegt der Ngando- und selbst der Gihorwetümpel fast

brocken, aber der vom Karissimbi ab rinnende Mwuzi, der Sturzbach, bietet in der Höhe noch Wasser in den durch die Kaskaden ausgewählten Becken; in gewöhnlichen Jahren reicht der Wasservorrat der Pfützen für den Viehbedarf aus.

Mulera.

Auf Grund meiner bisherigen Besprechungen mit den Eingeborenen musste ich mir sagen, dass es bei der so dichten Bevölkerung Muleras mit dem dortigen Walde sehr schlecht bestellt sein müsste. Von früheren Reisen und sogar einem längern Aufenthalt her konnte ich mich übereinstimmend entsinnen, dass der Wald an der Fusszone der Vulkane in sehr beträchtlicher Masse zurückgewichen war, eine Bestätigung übrigens der Aussage meiner Gewährsmänner, dass die Hacke der eigentliche Feind des Waldes sei. Wie aber verhielt es sich mit den höheren Regionen, wo der Ackerbau nicht mehr in Frage kommt? Sollte auch da der « Baumfrass », wie die Batwa die Axt bezeichnend nennen, bei der Ausbeutung des Waldes für den Holzbedarf ähnlich vernichtend gewirkt haben? Man hatte mir erzählt, dass die Muleraleute bereits auf den jenseitigen Wald übergriffen, was zu immer neu auftauchenden Grenzschwierigkeiten führe.

Zu meinem Erstaunen stelle ich fest, dass der Höhenwald die ganze Vulkanreihe entlang anscheinend unversehrt dasteht: Karissimbi, Bushokoro (« Vissoke »), Mashyiga, Sabyinyo, Gahinga, Muhabura. Die Häuptlinge bestätigen meine Feststellung. Ich wende ein: « Woher kommt es dann, dass eure Leute das Gebirge übersteigen und jenseits im Walde von Djomba Holz schlagen? » Sie können es nicht fassen und entgegnen: « Wie sollte es jemand einfallen, den eigenen Bambuswald hinter sich zu lassen, die mühselige, einen vollen Tag beanspruchende Reise über die Vulkane anzutreten, um sich auf der andern Seite zu beschaffen, was er hier bereits in Hülle und Fülle vorfindet? »

Sie sind derselben Ansicht wie auch die anderen Hirten in bezug auf die Waldweide: « Der schönste Bambus gedeiht dort, wo die Herden sich aufhalten, an den sonstigen Stellen verkommt er. Die Rinder verbeissen zwar die zarten Sprossen, die während der Regenzeit ausschliessen, doch wachsen sie wieder nach; zur Trockenzeit sind die Schösslinge bereits so holzig, dass kein Tier sie mehr anrührt und das Vieh bescheidet sich mit der Almenweide. Im Walde findet es Wasser an vielen Stellen, während die Lehne des Lavafeldes fast wasserlos ist. Seit unserer Kindheit sehen wir den Wald in seinem jetzigen Bestande, die Nutznussung der Hutu tut ihm keinen Eintrag, nur der eigentliche Ackerbau räumt mit dem Walde auf. »

Ich treffe auf einen schwarzen Waldhüter aus Rutshuru; sein Anhängeschild trägt den Namen « Dawabo » (für Ntawabo). Nach seiner Heimat zu urteilen, muss er der hiesigen Bevölkerung nicht besonders gewogen sein. Er bestätigt, dass der Wald sich in bestem Zustande befinde.

Ein ehrwürdiger, alter Pygmäe stellt sich ein, der den Kriegstruppen Rwabugiris angehört hatte. Mit ausgestreckten Armen schreitet er seinen Heldenrhythmus:

Ich bin ein Held, hört es wohl, tapfer allen voran,
Nicht ruhmlos ergraute mein Haar.

Der und der und der anderen mehr verdarben unter meinen Streichen.
Ich bin ein Held fürwahr, nicht ruhmlos bleichte mein Haar.

Der improvisierte Chor fällt ein:

Du bist ein Held, nicht konnte der Jahre Last dich beugen!

Die Batwa bemerken ihrerseits: « Wenn man uns die Waldesgerechsamkeit nehmen sollte, werden wir zu Bettlern bei den Tutsi, wir müssten unsere Männerarbeit aufgeben und gleich Weibern Lianen schneiden. Man soll uns verständige Gesetze geben; nie würden wir uns dazu verstehen, Steuern zu zahlen. » Trotz des Wortlautes muss ich zugeben, dass sie sich hier noch rücksichtsvoll geäußert haben; ihre diplomatische Ausdrucksweise ergeht sich für gewöhnlich in Schmähreden, auch dem Sultan und den Häuptlingen gegenüber.

Ich erfahre, dass die Basingabatwa des Sebissororo, die bei dem Hutuhäuptling Bivete in der Nähe der Ruhondo-Burera-Seen angesiedelt waren, nach Bufumbira und Ndorwa ausgewandert seien; der Häuptling soll sie verabschiedet haben. Die dortigen Hänge des Muhabura ragen kahl und öde. Die Eingeborenen geben an, dass es von jeher so gewesen sei, weil die Bodenbeschaffenheit es nicht anders zulasse.

Nun kehrt die für ein vulkanisches Gelände wesentliche Wasserfrage wieder: « Im Walde gibt es überall Tränken; das schlechte Wasser auf dem Lavafelde verursacht die böse Mukiraseuche des Viehs, die nach zwei bis drei Tagen mit tödlichem Ausgang endet. Ein Rind mag es noch überstehen können, bloss alle zwei Tage getränkt zu werden, doch mit dem geringen Wasservorrat hieselbst kommen wir unmöglich aus. Es gibt nur zwei Bäche, die sich in nächster Nähe von einander befinden: diese Wasserlein müssten genügen für die zahlreiche Bevölkerung und alle Herden, so wir die Wasserstellen im Walde nicht mehr benutzen dürften. Zur Sommerzeit kamen viele mit leeren Krügen zurück, weil der Wasservorrat erschöpft war: eine ganze Nacht muss man warten, bis die Schöpfstellen wieder aufgefüllt sind; das Höhenwasser können wir nicht entbehren.

» Die Rinderpest wütet neuerdings in der Nähe. Bis jetzt konnte unser Vieh in den Wald flüchten und fand dort an verschiedenen Stellen einwandfreie Tränken: würden unsere Herden gezwungen, bei einfallender Seuche im offenen Lande zu verbleiben, wo gesundes und krankes Vieh dieselben Tränken besuchen müsste, so wären sie unausbleiblich dem Verderben ausgeliefert. Wie könnte ferner das Kwagika, Bienenbeuten auslegen oder selbst der Holzschlag den Wald schädigen? Seit jeher haben wir hier unsern Bedarf für Gebrauchsgegenstände gedeckt und unsern Honig geerntet, ohne

dass der Wald darunter gelitten hätte, wenn man nur den Bodenbau fernhält. Jagd und Waldlese der Batwa gefährden weder Wild- noch Baumbestand, sie sind streng auf die Erhaltung des Waldes bedacht.»

Rushayo (N-Kivu).

Wir erreichen hier das sich nördlich an den Kivusee anschliessende Gebiet. Mein Gewährsmann ist ein in allen örtlichen Fragen sehr bewandelter Häuptling. Über die uns beschäftigenden Probleme spricht er seine Meinung aus und begründet sie wie folgt:

« Die durch die Hutu und die Rinder besorgte Säuberung des Waldes kann das Wachstum dort nur vorteilhaft beeinflussen, solange der gewöhnliche Bedarf nicht überschritten wird, die Urbarmachung dagegen zerstört den Busch unwiederbringlich. Steppen, die nicht eingäsichert werden, bringen nur minderwertige Weide hervor, auch für das Wild. Wenn eine Kuh gleich zwei Kälber zu nähren hat, bleiben beide im Wachstum zurück.» Er will damit sagen, dass zu dichtes Buschwerk nicht aufkommt.

« Die beiden Wasserstellen Gikeri (Kibumba) und Kiniha auf dem Nyiragongo können wir nicht entbehren. Die Leute von Rwerere müssen ihr Wasser im Mutorabach schöpfen, die von Kibati begeben sich an den See: die Entfernung beträgt für einige zwei bis drei Stunden. Jetzt reist man mehr als früher, was für die Leute zur Entdeckung führte, dass es in gewissen Gebieten mit dem Wasser besser bestellt ist und manche entscheiden sich für die Auswanderung.

» Im nahen Muja (« Mutsa ») muss man sich mit den Mahiha (Saft der Bananenstaude als Trinkwasser) behelfen, zur Regenzeit leitet man das Wasser in Gruben mittels Rinnen, die mit Bananenblatt ausgelegt sind. Das Wild verfügt über Wasserstellen, die dem Menschen unzugänglich sind und legt dazu viel leichter grössere Strecken zurück, als ein mit Krug und Kind bepacktes Hutuweib.»

In bezug auf Teilüberführungen der Bevölkerung meint er: « Es ist richtig, dass die Hutu das Fallenstellen üben und zwar halten es alle so. Die Batwa ihrerseits sind von vornherein auf die Jagd eingestellt. Teilmassnahmen erreichten denn nicht ihren Zweck und man müsste schon eine Übersiedlung der Gesamtbevölkerung vornehmen; die Batwa wanderten dann ohne weiters aus, denn ohne die Symbiose mit den Hutu kämen sie für ihren vollen Lebensunterhalt nicht auf.

» Die Europäer zeigen eine unbegründete Angst vor dem Steppenfeuer; nach der Einäscherung der Gräser wächst der Busch nur umso üppiger auf. Wie hält man es mit einer Bananenschambe, wenn sie vom Hochgras überwuchert wird? Man legt Feuer an, sonst ist die Pflanzung verloren. Es leuchtet ein, dass die Stämmchen für den Augenblick leiden, doch ist die Schambe gerettet. Ein Bananenhain muss regelmässig gesäubert werden, damit er ertragsfähig bleibt: das eben besorgen im Walde die Herden und die holzschlagenden Hutu, vor allem aber übt das Feuer einen wohlthätigen Einfluss aus. Nach dem Durchzug des Brandes schiesst zartes Grün auf,

ein Labsal für Vieh und Wild. Ziehen nicht auch die Europäer den jungen Salat dem ausgewachsenen vor? Das Wild verlässt den Wald und sucht die Stellen auf, die von Menschenhand gepflegt werden. Diese Tatsachen liegen so klar vor Augen, dass ein Experiment von bloss fünf Jahren genügte, um den unumstösslichen Beweis zu erbringen. »

Im Geiste vergleiche ich die lichte Buschsteppe der Rutshuru-Ebene mit dem dichten Steppenbusch hier, der alljährlich eingeäschert wird, während man dort kein Feuer anlegt. An Fruchtbarkeit ist eine Alluvialebene allerdings nicht mit der fetten Humusschicht eines Lavafeldes zu vergleichen. Ob sich aber nicht vielleicht die Pflanzenwelt ihrerseits dem Brandregime anpasst und dann in der Tat umso besser gedeiht? Der vorgeschlagene Versuch müsste hier umgekehrt gemacht werden, da man es mit dem Schwenden und dem Hozschlag seit altersher so hält. Busch und Wild scheinen sich in bestem Zustand zu befinden. Elefant, Büffel, Antilopen u.a. verlassen den Wald und fallen über das Ruhira her, den Neuwuchs auf der Brandsteppe, eben weil die ungepflegte Waldweide ihnen weniger bekömmlich ist. Es müsste denn sein, dass das hiesige Lavafeld eine wichtige primäre Flora hervorbringt, die zu schützen wäre und in den Sekundärformationen nicht mehr aufkommt. In den Höhenwald mit seinem dichten grünen Geranke und dem feuchten Unterholz würde das Feuer kaum eindringen können. Vier Tage lang habe ich dieses Gebiet durchwandert und zwar kurz nach dem Brande. Nicht einmal alles Gras ist von dem Feuer aufgezehrt worden. Die Lohe umwanderte das eigentliche Buschwerk, vermochte aber nicht einzudringen; einzeln stehende Baume sind zwar angeschwärzt, doch schlagen sie bereits wieder aus, ein Zeichen auch, dass der noch junge Stamm trotz der jährlichen Einwirkung des Feuers hochgekommen war. Dürres Holz fällt dem Feuer allerdings zum Opfer und wird zu düngender Asche; schädliches Ungeziefer und verderbliche Krankheitskeime werden zum grossen Teil vertilgt.

Shove.

Hier ist ein gewisser Bariyanga Parkhüter; er wohnt bei den Batwa, scheint gut mit ihnen auszukommen und in seinem Fach sehr tüchtig zu sein.

Die Batwa und vor allem ihre Frauen jammern über den jüngsten Auszug der hier bislang angesiedelten Hutu; das Dorf bestand aus siebzehn Hütten. Daraufhin entschlossen sich auch eine gewisse Anzahl von Batwa zur Auswanderung: nunmehr mussten sich nämlich ihre Frauen zum Einkauf nach Kamurontsa oder « Bugoyi », d.h. Kibati begeben, statt ihren Bedarf an Ort und Stelle decken zu können.

Die Banassimbabatwa behaupten, dass das Wild seit dem Verschwinden der Hutu nach Bugoyi hinüberwechselt, wo es wieder das begehrte Neugras des Ruhira vorfindet. Ich frage: « Bestünde nicht die Gefahr, dass der Steppenbrand auf den Hochwald übergriffe? » « Unmöglich! » entgegnet sie, « kein Feuer vermag es, gegen den Wald aufzukommen ».

Hier selbst kann ich die tatsächlichen Folgen einer vernachlässigten Bananenschambe beobachten. Die früher so üppigen Bananenhaine der Hutu, die ihr Anwesen verliessen, gehen hoffnungslos ein. Die dem Ackerbau abholden Batwa begnügen sich nämlich damit, die reifen Trauben zu schneiden und seit der kurzen Zeit, dass die Verwahrlosung dauert, ist das Los der Haine schon besiegelt: die Pflanzen sterben ab und nur ausnahmsweise findet man eine fruchtbare Staude, der Wildwuchs hat die Pflanzung überwuchert, um Stamm und Blatt windet sich dichtes Geranke.

Ein Grosshäuptling vom benachbarten Buhunde ist hier auf der Durchreise und wir unterhalten uns über diese Fragen. Er führt aus :

« Das Vieh richtet keinen Schaden an im Walde, im Gegenteil, das Erdreich wird gedüngt und das Unterholz gesäubert. Für uns ist diese Angelegenheit ohne Belang, denn in Buhunde gibt es Weiden übergenug.

» Nur eigentliche Rodung kann einen Wald ausrotten, nicht aber der blosser Holzschlag für den häuslichen Bedarf, denn sofort bilden sich neue Schösslinge; bei zu dichtem Walde faulen die Stämme an und brechen zusammen. Es wäre allerdings nicht ausgeschlossen, dass der Steppenbrand einen Bambuswald zerstörte, auch Bäume der Buschsteppe könnten verdorren. Das Feuer vermag aber nur an solchen Stellen in den Hochwald einzudringen, wo sich dürres Holz vorfindet. Es ist von Vorteil, dass man dürres Holz regelmässig beseitigt, denn es nistet sich dort Ungeziefer ein, das auch dem gesunden Wuchs nachträglich ist. So greifen die grossen Mikalarven die Wurzeln der Bäume an und die Mishaba verwüsten den Bambuswald. Selbstverständlich verlassen die Tiere den Forst, um auf dem Neugras der Brandsteppe zu äsen und so die Hutu das abgestorbene Holz auslesen, besteht absolut keine Feuersgefahr. »

Er spricht auch von dem im I. Bande erwähnten rätselhaften Mungungasee: « Alle vier bis fünf Jahre treten dort Fische auf, die man wohl im weit abgelegenen Eduardsee findet, nicht aber im Kivu nebenan. Sie sind etwa zwanzig Zentimeter lang auf zehn Zentimeter Höhe; der Kopf steht nicht vor. Sie halten sich nur zwei Tage im Kratersee auf und verschwinden dann wieder. Wir nehmen an, dass dieser See mit dem Eduard in Verbindung steht, wie es früher mit dem Kivu der Fall war. Diese Maherefische glänzen metallisch, das fette, zarte, nicht grätige Fleisch ist sehr schmackhaft; die Kivufische sind weniger geschätzt. Die Mahere schwärmen in dichten Massen ein, so dass das Wasser in Wallung gerät und aus der ganzen Umgegend läuft man zum Fischfang zusammen ». Von einem gewissen Abstand aus gesehen, zeigt das Wasser einer grünlichen Farbe, eine Erscheinung, die gewiss der den See dicht umrahmenden Vegetation zuzuschreiben ist.

Der Leser wird den Eindruck gewonnen haben, dass sich der Natur- und Völkerkunde im Albertpark ein weites Forschungsfeld eröffnet: Politische Hamitenart wie auch die ursprüngliche Viehzucht der Tutsi in der

Bigogwekolonie, der Hackbau der Hutu, das Jägerleben der Pygmäen, die ausserordentlich reich vertretene Tier- und Pflanzenwelt, Alt- und Jungvulkanismus, die Archäologie dank den allerorts zutage liegenden Steinwerkzeugen. Die Steinzeit scheint allerdings hier dicht an das geschichtliche Zeitalter heranzureichen, wenn man sich die Überlieferungen der Eingeborenen vergegenwärtigt.

Für die Touristik und Hochtouristik sind von der Parkdirektion geeignete Vorkehrungen getroffen worden und auf Ngoma erstand sogar ein modernes Hotel mit reizenden Anlagen und Einrichtungen für Seebäder. In diesem paradiesischen Eckchen mit dem in der Tropensonne schillernden See und den wuchtigen Vulkanen, dem so angenehmen Klima, dürfen wir wohl einen der anziehendsten Kurorte erblicken.

II. — Die Kultur.

A. — JAGD UND WALDESE.

Die ursprüngliche Lebensweise beruhte auf Jagd und Ackerbau. Dem edlen Weidwerk muss man wohl vorerst die grössere Bedeutung beimessen; dazu bot der überall vorherrschende Wald günstigste Gelegenheit. Es war durchaus kein blosser Sport noch Vorrecht der Landesherren : sie wurde von allen geübt und lieferte ihren Beitrag zum Unterhalt, so auch willkommene Tauschobjekte vor allem für den später einsetzenden Fernhandel; dazu betrieb man Fischfang.

In der ersten Zeit war das Bussambi, Jagdnetz, unbekannt; es wurde über den Norden der Provinz eingeführt durch die Bassaho, Bahuma und Bahizi. Man übte jedoch das Fallenstellen. Die Spürjagd betrieb man mit Hund, Speer und Bogen, wie sie jetzt noch von den Pygmäen gepflegt wird. Die Tutsi hatten längst das Eisen eingeführt.

Für Nahrungszwecke erlegte man : Antilope (verschiedene Gattungen), Wild- und Warzenschwein, den Nkende-Affen (vielverbreitetes Totem von Uganda an bis nach W-Kivu) und Kandtaffen, Klippenschliefer, Hase, Ente, Rebhuhn, Taube. Bis man es zu regelrechten Bienenständen mit Walzenbeuten (ausgekehlte Baumstammhälften, mitunter auch ganz geflochten) gebracht hatte, erntete man den wilden Honig auf Bäumen oder in Felspalten. Erdhonig von Hummeln sammelte man nicht : « Den verzehren die Batwa ». Nur die Bakiga, die Bewohner des Waldgebirges, und selbstverständlich die Batwa genossen das Fleisch von Büffel und Elefant. « Der Büffel hat nämlich unsern Heros Ryangombe umgebracht (vgl. aber « Mandwakult » in den späteren Veröffentlichungen) und der Elefant war früher Mensch, ein Weib, das sich einst beim nächtlichen Kürbisstehlen im Garten ihrer Nebenbuhle bis zum grauenden Morgen verspätete, ertappt wurde und in den Wald entflo, wo es sich in einen Elefanten umwandelte. » Nach anderen verwandelte sie sich durch Anwendung von Zaubermitteln, bevor sie das Haus verliess, um als Elefant über die Kürbisse herfallen zu können.

Die Katzenarten, vom Löwen herab bis zur gemeinen Wildkatze, wurden nur wegen des Pelzwerkes und der Fleischversorgung für die Hunde gejagt.

Der Fischfang wird als Angel- und Netzfischerei betätigt. An Netzen kannte man : das Zugnetz, das einwandige Jagnetz aus wunderbar feinem, unzerreissbarem Fasergarn der Waldliane Nondo, wobei man sich des Plimperstocks bediente; an Bügeln befestigtes Hebegarn. An verkrauteten und verschliffen Ufern legte man Reusen aus; es wurden Rohrgitterwehre eingetrieben, um die bei Hochflut anschwimmenden Fische zur Trockenzeit beim Abflauen des Wassers ausheben zu können. Der Tauchfang mit Florett unter Zuziehung des Jagnetzes war nur am W-Ufer bekannt.

Mit der Jagd war die Wildbeute nicht erschöpft : der Wald lieferte seinen Beitrag zum Unterhalt, zu Bau- und Gewerbetätigkeit.

Für die Nahrungssuche kamen in Betracht : Wurzeln, wilde Bananen, Feldsalat. Ob es als ein Überlebsel anzusehen ist, dass zu Zeiten von Hungersnot die Leute, abgesehen von Bananenwurzeln, auch jetzt noch nach Farnknollen graben ? Waldbeeren boten sich in Fülle : überall wuchert das Geranke der wohlschmeckenden Brombeere, die Beeren aber überliess man den Kindern. Der Byufibaum gab seine saftigen Trauben her, deren Steinbeeren an den Geschmack von Mispeln erinnern.

Der Hüttenbau zeigte den auch jetzt noch gebräuchlichen Stil : Kuppel mit einer meist aus Wolfsmilchhecken bestehenden lebenden Umhegung. Zum Bau holte man aus dem Walde : Bambus für das Dachgerüst und die Stützpfeiler; einfach gedrehte Riemenstränge aus der Rinde des Mukorebaumes besonders zum Befestigen der Querwülste am Dachgerüst.

Infolge der beständigen Zuzüge vom W-Ufer her wie überhaupt des immer reger einsetzenden Verkehrs erblühte bald das Gewerbe. Man denke nur an die technischen Fertigkeiten der Barega im fernen Westen, die mit dem nahen Buhunde Handelsbeziehungen unterhielten. Desgleichen stellte der Wald wieder seinen Beitrag für eine Reihe von Gebrauchsgegenständen : Essschüsseln, Milchgefässe : grosse zum Zurückstellen der Milch, kleine zum Melken und Trinken; Bienenbeuten, Rührstössel, Vorstellschirme für die Hüttendiele, Stiele für Beil und Hacke, Getreidespeicher, Körbe, Nesselrinde für Matten, Fasern für Fussringe der Frauen, vom Westen eingeführter Rotang für die weiten Wadenwickel vornehmer Frauen, meistens jedoch die fertigen Fabrikate, Mulden für Bananenweinbereitung und Baumstämme zur Herstellung von Seebooten, Holzkohle zum Verhütten von Eisenerz, Sitzschemel, Köcher, Schild, Zither, Schöpflöffel, Esslöffel, Spielbrett, Pfeifen- und Saugrohr, Trommel, grosse Bambusgeflechte, Getreideschwinge, Keule, Stab, Pfeil und Bogen.

B. — ACKERBAU.

Mit dem Erscheinen der Hacke verschwand allmählich das Grabscheit, wenn man mitunter auch jetzt noch eine Art hölzerner Spitzhacke verwendet zum Ackern im Lavageröll. Ausser den Feldfrüchten, vor allem

Hirse, Eleusine, Batate, Erbse und Bohne pflanzte man noch Nutzbäume für Schnitzarbeiten, Hüttenpfeiler, Einfassungen, Kuppeldecke, Heilmittel für Vieh, Sykomore zu Einfriedigungszwecken, Gedächtnisbäumen, deren Rindenbast für Kleidungsstücke; später Erythrina als « Schutzbaum », nach Einführung der Mandwamyserien, ferner für Getreidemörser, Esschüssel, Heilmittel für die Wundbehandlung. Jetzt verwendet man manchmal die eisenbewehrte Spitzhacke in steinigtem Lavaboden, wo die gewöhnliche Blatthacke nicht standhielte : das im hiesigen Hüttenbetrieb aus primitiven Frischherden gewonnene rohe Schweisseisen bleibt sehr weich.

Die Jahreseinteilung beruht auf den Erfordernissen des Ackerbaus und umfasst dreizehn Monate; astronomisch gesprochen muss denn einer unter diesen Schaltmonat sein; von einem bewussten Einschalten kann natürlich keine Rede sein. Man geht empirisch vor je nach Eintreten von Regen- und Trockenzeit. Die Landwirte sind hierin sehr erfinderisch und könnten die poesievollsten Bauernregeln aufstellen; sie richten sich nach Fauna und Flora : « Wenn diese Blume blüht... wenn diese Heuschrecke hüpfet... »

Mein Gewährsmann, ein stämmiger, bejahrter Bauer, kennt sich aus in den Ackerbauverhältnissen ganz Ruandas und hier in allen Höhenlagen. So gewinnen wir vom Standpunkt des Feldbaus einen höchst lehrreichen Überblick : derartige Abweichungen in einer eng umgrenzten Landschaft ! Im folgenden bedeutet Nduga das Gebiet von Zentralruanda, Rukiga ist die höher gelegene Waldregion, Bugoyi das Lavafeld, sanft ansteigend bis zu einer Höhe von 2.000 m. Der hier angegebene Feldbau setzt die jetzige Völkentwicklung voraus.

1. Nzeri, September, « der erstgeborene unter den Monaten ».

Nduga : Bohnen, Erbsen, Eleusine, Kürbisse.

Rukiga und Kivu-Ufer : Makahirse, Bohnen, « Erbsen der ersten Trockenzeit », man meint die Ernte der mit Januar beginnenden kleinen Trockenzeit.

Bugoyi : Heuschreckenhirse. Es erscheinen nämlich die Masanane, nicht schädliche Heuschrecken, die sogar verzehrt werden.

2. Ukwakira, Zeit der Heuschrecken.

Nduga : Auflockern der Felder für den Bohnen- und Erbsenbau.

Byahi bei Kissenyi, bekannt wegen des geschätzten Tabaks : man beginnt mit dem Tabakbau; die Pflanze wird nur einmal geschnitten und braucht sechs Monate zu ihrer Ausreife; es erfolgt aber noch eine Nachlese der Schösslinge.

Rukiga : Immer noch Säen der Makahirse.

Bugoyi : Zubereitung der Felder für den Batatenbau.

3. Ugushyingo, von gushyigura, zurücklegen, die Hacken nämlich, denn bald erscheint die erste Trockenzeit.

Nduga : kurima (erstes Aufbrechen der Felder) für Hirse, gutabira (auflockern) für Bataten.

Rukiga-Bugoyi : Die Feldarbeit ruht, ausgenommen gutabira für die « Schnüre », d. h. die Batatenranken. Es besteht nämlich die Bauernregel : « Die Hacke für den Batatenbau wird nie zurückgestellt ».

4. Ukuboza, die Fäulniszeit, Dezember, letzte Niederschläge der kleinen Regenzeit, die Feuchtigkeit lässt alles faulen.

Nduga : Man sät Hirse und erntet Bohnen.

Rukiga : Man baut Eleusine.

Bugoyi : Man jätet die Hirsefelder und erntet die Bohnen.

5. Mutarama; gutarama, die Berge hinansteigen. Die Bakiga oder Bergbewohner von Rukiga « steigen ihre Berge hinan » mit gefüllten Körben : zur Zeit der Frühhirse erscheinen sie nämlich in Bugoyi und erstehen das sehr begehrte Erstlingskorn im Tauschhandel. Alle hier angeführten etymologischen Erklärungen sind lokalbedingt, denn auch sonst in Ruanda gelten dieselben Monatsnamen.

Nduga : dort ist es Ukubozamonat. (Nicht zutreffend!)

Rukiga : Die Frauen jäten (kubagara, kufira) die Eleusinefelder; auch das « Setzen » der Bohnen gilt als Frauenarbeit, während die Erbsen « geworfen » werden, also Männerarbeit wie das Säen.

Bugoyi : gutabira für Bataten.

6. Gashyantare, Felsenbrand, weil das Gestein vor Hitze glüht. Das Gras über den Hängen sowie das abgehauene Hochgras wird in Rukiga für den Mais- und Erbsenbau eingäschert.

Nduga : Jäten der Hirsefelder.

Rukiga : Man haut das Rankengras für den Mais- und Erbsenbau.

Bugoyi : Erbsenbau, Ernte der Mahorehirse.

7. Werurwe, werde offenbar, vielleicht die Jahresernte, es mag auch die bald einsetzende grosse Regenzeit gemeint sein.

Nduga : Zweites Jäten der Hirsefelder; gutabira für den Erbsenbau.

Rukiga : Mais und Erbsen.

Bugoyi : kurima für Bohnen.

8. Mata, wörtlich Milch, Milchertrag.

Nduga : die Feldarbeit ruht.

Rukiga : Erbsen.

Bugoyi : Bataten; gutabira für Sommerbohnen.

9. Gichulassi, der grosse Trauermonat. Meine Tutsigewährsmänner aus Nduga erklärten mir später : « Es ist der Trauermonat, wo man das Gedäch-

nis des Sultans Kyamatare begeht. Er fiel in einem Feldzug gegen die von Westen einrückenden Bakongoro und sterbend verfluchte er den Monat : er soll Trauermonat sein und bleiben. »

Nduga : ruht.

Rukiga : Tabakbau.

Bugoyi : ruht.

10. Kamena, der Durchbruch, der Sonne nämlich.

Nduga : Man schneidet die ersten reifen Ähren der Hirse.

Rukiga : gutabira für Bohnen.

Bugoyi : ruht, mit Ausnahme eines beschleunigten Batatenbaus, solange noch etwas Feuchtigkeit vorhanden ist.

11. Nyakanga, Hasser, zu verstehen : des Feldbaus.

Nduga : Hirsernte.

Rukiga-Bugoyi : ruht.

12. Tumba, der Schwellmonat; nicht gleichbedeutend mit itumba, die grosse Regenzeit.

Nduga : Hüttenbau und Trinkgelage.

Rukiga : Erbsendresche.

Bugoyi : Bohnendresche.

13. Kanama, Hocker, sich sitzend an der Sonne wärmen.

Nduga, Grasschwenden.

Rukiga : Hüttenbau wie auch sonst überall : ausbessern oder Neubau mit dem dazu gehörigen Beiwerk an vollen Bierkrügen.

Bugoyi : kurima für Mahorehirse.

Die Viehzucht findet in einer spätern Abhandlung ausführliche Darstellung; hier kam sie allmählich auf durch den Handel und ein später einsetzendes Lehnverhältnis mit den Tutsi.

« In der ersten Zeit lebte man karg und ass herzlich schlecht », erklären die Gewährsmänner. Zunächst kamen ja nur Waldprodukte mit Wildbret in Frage; das Gewerbe war noch nicht aufgekommen. Die Küche gipfelte im Rösten, bald aber hatte sie das Eleusineproblem zu lösen. Auf einem Blatt der wilden Bananenstaude mischte man das Mehl zu Brei, den man mit dem Blatt zum Kochen in einen Behälter aus grünem Bambusrohr einschob. Zuweilen wurden die Blätter lediglich zusammengeschlagen und ans Feuer gelegt. Das Lavafeld bietet keinen Lehm, man fand ihn jedoch beim fortschreitenden Lichten des Waldes. Man strich Lehmteller, die, leicht angebrannt, gleich Schallbecken aneinandergelgt wurden und die Teigmasse aufnahmen. Nie verwandte man heisse Steine zur Nahrungsbereitung, weder zu direktem Kochen noch auch als Thermophoren auf Reisen.

Schliesslich brachte man es zu groben, unförmlichen Töpfen, ungeschickten Nachbildungen, bis endlich die Batwa die eigentliche Töpferei einführten. Die hiesigen Batwa sind nun aber Jäger und die Töpferei wird von den Hutu geübt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass damals wandernde Töpferbatwa zustiessen. Nur Bananen liess man in Erdöfen ausreifen, Bataten wie auch eine gewisse Art Bohnen wurden in der Asche geröstet. Die Fleischstücke reihte man an Holzspiesen auf und hielt sie beim Rösten in der Hand, oder steckte sie auch am Feuer in die Erde.

c. — DAS GEWERBE.

Dank den materiellen Bedingungen, dem regen Verkehr und den leichten Zuzugmöglichkeiten entwickelte sich die junge Kolonie rasch zu schönster Blüte. Selbst bis in unsere Tage hinein spielen die verschiedenen Wirtschaftsformen noch ineinander: Wildbeuterei, Ackerbau, Viehzucht. Spür- und Treibjags ist durchaus kein alleiniges Vorrecht der Batwa noch einer Herrenschicht, auch die Hutu geben sich ihr eifrig hin. Manche betreiben neben dem Ackerbau in unorganischem Gefüge auch etwas Viehzucht, so dass wir die drei Wirtschaftsformen in einem Gehöft zusammenfinden. Nur die Hamiten geben den Ackerbau ohne weiters auf, wenn sie wieder zu einem Viehstand gelangen. Der Hände Arbeit ist unedel für sie, und mit der lieben Kuh wissen sie sich auch alles sonst Nötige zu beschaffen. So lassen sie einen Bullen schlachten und verwenden das Fleisch als Tauschobjekt. Sie handeln Ziegen und Schafe ein als Kleingeld, indem sie Grossvieh feilbieten, halten dann die erforderlichen Bierspenden bereit und lassen ihre Äcker bestellen, ohne selbst Hand an die Hacke zu legen. Häute, Butter und Buttersalbe, zuweilen auch Milch, sind weitere Tauschartikel. Selbst Gewerbetätigkeit verschmähen sie, denn Hirtenadel ist unvereinbar mit Handarbeit; ein feldbauender Hamite gölte als verarmt. Wenn Seuchen den Viehstand bedrohen, klagen sie: «So unser Viehreichtum dahinschwindet, werden wir als arme Leute zur Hacke greifen müssen». Manche verzichten lieber auf das Leben. Die Gwabiro gaben denn den Ackerbau bald auf und wurden zur überlagernden Herrenschicht, die ihrerseits den innern Halt des kleinen Staates sicherte.

Die weitere Vorentwicklung zum Gewerbe fand dann günstige Bedingungen in dem fruchtbaren Waldboden, in dem durch Verwitterung sich unerschöpflich erneuernden Lavaboden mit dem leicht löslichen Silikatgestein und dem reichlich aufgetragenen Lockermaterial. Die Bugoyilandschaft gedieh mit dem benachbarten Mulera zum reichsten Produktionsgebiet Ruandas, das die Begehrlichkeit der Tutsiherrscher unweigerlich auf sich ziehen musste.

Die Grenzlage brachte ihrerseits das baldige Erscheinen der Kontaktmetamorphose mit sich. Die junge Kolonie mit ihren vielartigen Bedürfnissen rief als wirtschaftliche Depressionszone einen starken Zustrom der

neben gelagerten Kulturelemente hervor. Die Zunftmeister fanden lohnende Ansiedlungsmöglichkeiten zur Gründung neuer Werkzentralen, selbst eigener Familiengilden. Wir sahen — ein Beitrag zur Individualforschung — dass sich das Ansehen eines Köhlers so unerhört steigern konnte, dass er es wagen durfte, der herrschenden Kaste Fehde anzusagen. Fürstengunst, Ansehen, Erwerb mussten unwiderstehlich freie Werkmeister von aussen anziehen. Nachdem schliesslich eine gewisse Kultursättigung eingetreten war, strebte der gegenseitige Diosmoseprozess dem Ausgleich zu. Anfänglich spielte die Bugoyilandschaft dabei naturgemäss eine mehr passiv aufnehmende Rolle: Man verteilte Land und bot Jagdtrophäen. Die sozialen Bindungen des nahen Buhundereiches waren glücklicherweise für die Bagoyi locker genug, um diese ersten Austauschmöglichkeiten voll ausnützen zu können. Die Bahunde kennen keine Fleischtabus: « Sie fressen alles gleich den Batwa ». In kurzer Zeit wurde das Konsumtionsgebiet zum positiv einsetzenden Produktionszentrum, das einen vollwertigen Austausch mit den Grenzländern aufzunehmen imstande war.

Die so rüstig erstiegene Kulturstufe zeigt uns u. a. folgendes Gewerbebild: Schnitzer mit ihren bereits erwähnten vielseitigen Erzeugnissen.

Flechter für kleine Körbe, grössere deckellose Marktkörbe, grosse Reisekörbe mit Deckel, Getreideschwingen, Matten, Lianengürtel (eine Spezialität der Batwafrauen), Koppelstricke, Gehänge zum Stützen schwerer Bananentrauben, Vorstellschirme, Bettvorhänge.

Walker und Kürschner: gewalkter und gewirkter Lendenschurz mit langen Bordschnüren, beides aus Rindshaut (die Schnüre auch aus Otter oder Serval); gestückter Lendenschurz für Frauen, aus mehreren Ziegenfellen zusammengenäht; Rindshaut als Lendenschurz für Frauen.

Töpfer: Kochtopf und Tabakspfeife, Wasserkrug, Räuchergefäss zum Durchduften von Pelzwerk und Kleidungsstücken mit wohlriechenden Mubavuspänen, Streichen von Zierschwellen für Herd und Hütte.

Rindenwalker: Werkrinde des Ficusbaumes zu Filzware geklopft mittels gerinnter, hölzerner Pocher.

Zeugmeister: Lanzenschaft, Pfeil und Bogen.

Schmiede: Hacke, eiserne Werkzeuge und Waffen.

Eine nähere Beschreibung der Hausgeräte mit Zeichnungen ist einer spätern Abhandlung vorbehalten.

Das Gewerbe betrieb man nach Sippenordnungen und Sippenzwang. Nicht alle Angehörigen des Clans, sondern nur die Meister übten das Handwerk, die anderen betrieben Ackerbau. Es stand jedem frei, zu einem andern Gewerbe überzugehen, bis er die Mittel zusammenbrachte, sich durch Erwerbung der teilweise sehr teuren Werkzeuge (Schmiedehämmer!) selbständig zu machen. Er war dann in der Lage seine eigene Familien- und Sippengilde zu gründen.

Durch Veräusserung der Erzeugnisse, selbst auf dem Wege des Fernhandels, beschaffte man sich den Unterhalt. Man kaufte etwa Feldfrucht

und liess damit als Scheidemünze seine eigenen Äcker bestellen: zu einem Proletariat irgenwelcher Art kam es nicht. Infolge des Familienschutzes und der zuständigen Kommunalgüter hatte jeder Angehörige des Clans stets die Möglichkeit, zum Ackerbau zurückzukehren. Besitzloses Gewerbe gab es nicht.

D. — KLEIDUNG UND SCHMUCK.

Männer. — Zu einem eigenen gesellschaftlichen Stil war es noch nicht gekommen. Wenn auch naturgemäss die Jägermode mit ihrem Pelzwerk überwog, so eröffnete doch die Kontaktlage den Weg zu verschiedenen Einsickerungen, sei es aus der südöstlichen und nördlichen Hirtenkultur, sei es aus dem ältern westlichen Ackerbau. Für die feinere Gesellschaft sollte der Hirtengeschmack mit den prächtig gewirkten Fellen den Sieg davontragen, wenn man auch schon bei der gewöhnlichen Bevölkerung meistens nicht oder nur roh präparierte Felle vorfindet; alle aber werden sie gewalkt. Auf jeden Fall wäre das Rubindo der Bahunde jetzt nicht mehr möglich, ein zwischen den Oberschenkeln durchgezogener Schamschurz aus Rindenstoff. Der Rindenfilz wurde später auch bei den Bahunde durch die europäischen Stoffe verdrängt. Hier in Bugoyi beherrschen Felle die Mode, besonders bei der Frauenwelt. Tierfelle fanden sich als Lendenschurz und Schultermantel. Jungmänner trugen ihrerseits einen kleinen Überwurf, aber mehr als Schmuck.

Frauen. — Früher trugen die Bugoyifrauen wohl auch einen Lendenschurz aus Rindenstoff, meistens aber aus Wild- oder Ziegenfellen. Dazu kam Schaf- oder Ziegenfell als Rückenwiege. Jetzt überwiegt der Lendenschurz aus Rindshaut. Vornehme Mädchen, gleich den höheren Töchtern aus dem Binnenlande, übernahmen die Pagenmode, sobald mit dem Einzug der Tutsi die Technik der Kürschnerei sich vervollkommen hatte: meisterhaft gewirkter, mit Besatzgehänge versehener schmaler Lendenschurz aus Rindshautstreifen. Die langen Schnüre drehte man aus Fellriemen.

Als Schmuck trug man die altüberkommenen länglichen, aus Muscheln geschnitzten sowie kleinere Perlen. Sie stammten vom Westufer. Jetzt trifft man auf europäische Glasware in allen Spielarten. Den Fuss schmückten Eisenringe und zwar volle oder gewickelte Reifen, letzteres sowohl bei Männern als bei besser gestellten Frauen. Ein bescheidener Schmuck des Frauenfusses sind die einfachen Graswickel. Ganz nornehme Matronen bringen es zu wahren Dragonerstiefeln, die bis an die Knie und darüber hinaus reichen. Sie bestehen aus 40-50 cm weiten Flechtringen aus Rotang, die vielgenannten « Tausende », weil sie in grösseren Mengen gekauft werden. Auf diese Weise sehen sich die hohen Gestalten zum hochedlen Watschelgang gezwungen, wobei mit etwas vorgeneigtem Oberkörper die volle ästhetische Auswirkung der Steatopygie erzielt wird; dazu der einer Hirtenkultur entsprechende

zierliche Hornschmuck an gelbem Kopfband aus Palmbast und die Schläfenstäbchen, alles mit Perlen in Zickzackmustern mehrfarbig überstickt. Als Kopfschmuck bei den Hamitenfrauen findet man auch vielfach eine säuberlich über Haar und Stirne gelegte Perlenschnur. Die bei den Hutufrauen wahllos angehäuften Perlengehänge an Kopf, Schulter und Taille werden von den vornehmen Damen als geschmackloser Aufputz beurteilt und abgelehnt, Schaustellungen, ein Quantitätskriterium für den häuslichen Wohlstand.

Beide Geschlechter tragen aus feinem Kupferdraht gewickelte Armringe, Frauen auch solche aus vollem Kupferdraht, vielfach spiralförmig um den ganzen Unterarm gewunden. Es gibt 1-2 cm im Querschnitt messende Armringe aus massivem « gekochtem Kupfer », d. h. aus dem Schmelztiegel gegossen. Diese findet man fast ausschliesslich am W-Ufer, wo vornehme Herren sie einzeln am rechten und linken Arm tragen, die Frauen sich aber förmlich damit bepacken. Die Bashileute vom W-Ufer gruben zwar Eisen-, aber kein Kupfererz. Das Schweisskupfer oder meistens Kupferstäbe in Rollen erstanden sie im Fernhandel.

E. — HANDEL.

1. — FERNHANDEL.

Die erst erstehende Kolonie oder vielmehr Ansiedlung hatte grossen Bedarf und war vorwiegend Konsumtionsgebiet. Selbst Feldfrucht musste vom Westufer eingeführt werden. Das Buhundereich ist um einige Generationen älter als die Bugoyisiedlung. Die dortige nichthamitische Jägersdynastie stammt aus dem nördlichen Seengebiet und richtete sich zunächst in Bwito ein. Wir haben es mit einer Verbindung von Jägertum und Ackerbau zu tun. Der werktätige Westen förderte das Gewerbe, Viehzucht kam später auf. Die zuletzt siegreichen Eroberungszüge der Tutsi wurden durch die Ankunft der Europäer behindert.

Von dort bezog Bugoyi Hirse, Bohnen, Eleusine, Bananenmehl, Eisenerz, Schmucksachen. Man entdeckte auch Bwishya im nahen Norden mit seinen reichen Ernten an Hirse, Bohnen und Erbsen, ferner Mulera im Osten. Der Stammvater der Banyoni, genannt Kanyoni, zog nach Bwishya, liess jedoch mehrere seiner Söhne in Bugoyi. Die Besiedlung von Bugoyi, Bwishya, Mulera fällt annähernd in dieselbe Zeit.

2. — MARKTBETRIEB.

a) Entstehung.

Zunächst musste Bugoyi mit einseitigen Handelsreisen vorlieb nehmen, bei zunehmendem Wohlstand kam es dann zu regelrechtem Handelsverkehr. So bildeten sich denn auch hier an geeigneten Stellen Platzmärkte, wo selbst die Frauen Zutritt haben oder gar, als führende Persönlichkeiten im Haushalt, in grosser Mehrzahl erscheinen. Diese Märkte haben ihre topographisch wohl ausgewählten und historisch nunmehr festgelegten